ARMEE Rundschau



Magazin des Soldaten HEFT 5 • MAI 1968 • PREIS 1 MARK



Die Feuchtigkeit kriecht in die Kampfanzüge der Fallschirmjäger, die schon länger als eine Stunde eng an den Boden gepreßt am Waldrand liegen. Auch der letzte der ausgesandten Spähtrupps kommt mit keiner anderen Meldung: „Der Gefechtsstand ist vorbildlich gesichert!“
Schon zwei Tage läuft die zweiseitige Gefechtsübung eines Verbandes der Sowjetarmee (Seite Rot) und eines Verbandes der NVA (Seite Blau). Die Aufgabe der Fallschirmjägergruppe, den Gefechtsstand eines Truppenteils der roten Seite zu vernichten, scheint unlösbar.
Was kann man noch tun? Alle Zufahrtswege, alle Kabelverbindungen haben sie aufgeklärt. „Halt! Kabelverbindungen!“ schießt es dem Gruppenführer durch den Kopf. Vielleicht läßt sich so die Nuß knacken?
Ein Schnitt – das Kabel ist entzwei. Die Fallschirmjäger legen sich auf die Lauer. Bange Minuten des Wartens. War es ein totes Kabel? Doch bald ist schwaches Motorengeräusch zu hören. Es wird lauter. Aus der Dunkelheit löst sich ein „GAS“. Er fährt Schrittempo. Der nebenher laufende Soldat läßt das Kabel durch die Hand gleiten. An der Schnittstelle bleibt er stehen. Schimpfend hält er die beiden Kabelenden in der Hand.
Doch zu weiterem ist er nicht mehr fähig. Ein geübter Griff zwingt ihn zu Boden. In gebrochenem Russisch macht ihm eine Stimme aus dem Dunkel klar: „Genosse, mach keinen Krach! Wir mußten euch überfallen – du verstehst, unser Befehl!“
Beide Sowjetsoldaten verstehen: Sie haben verloren, sie hätten besser aufpassen müssen.
23.20 Uhr. Vor 12 Minuten ist der „GAS“ durch den äußeren Sicherungsring nach draußen gefahren. Nun kommt er zurück, passiert den Posten. Hinten kauern die Fallschirmjäger. 150 Meter vor dem inneren Postenring lassen sie halten und springen ab. Einer bleibt bei den sowjetischen Genossen als Wache zurück.
Der innere Ring ist nicht so stark mit Posten besetzt, an drei Stellen gelingt es der Gruppe durchzuschlüpfen . . .
Minuten später tragen alle wichtigen Fahrzeuge des Gefechtsstandes rote Sprengladungsimitationen.
Der Gruppenführer geht nun zum Fahrzeug der Schiedsrichter und meldet die Erfüllung der Aufgabe. „Na kommen Sie, melden Sie es dem Kommandeur des Truppenteils selbst!“ wird er dort aufgefordert.
Der sowjetische Oberst ist erstaunt, einen deutschen Soldaten im Kampfanzug in seinem Stab zu sehen. Die Meldung will er kaum glauben. Doch einer seiner Offiziere, der eben von draußen kommt, bestätigt: „Genosse Oberst, hier unter Ihrem Wagen liegen auch noch zwei Soldaten des ‚Gegners‘!“
Der Oberst reicht dem Gruppenführer die Hand: „Meine Anerkennung, Genossen, ich freue mich, solche gute Soldaten als Waffengefährten zu haben.“ Und dann fügt er hinzu: „Sie werden hungrig sein, ich lade Sie und Ihre Gruppe zu einem Imbiß ein.“ *Major Gebauer*



Zeichnung: Harri Parschau

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH

POSTSACK

Befreit

Jahrelang habe ich nun – und mit mir viele andere Genossen – an der umfangreichen politischen Schulung der Offiziere teilgenommen. Gelten nun die erworbenen Dokumente darüber auch im zivilen Bereich?

Hauptmann Tarksen, Leipzig

Diese Zeugnisse werden anerkannt. Demnach sind bei Aufnahme eines Studiums von den Lehrveranstaltungen und Prüfungen des marxistisch-leninistischen Grundlagenstudiums befreit: Absolventen der Militärakademien, militärischen Hochschulen und Offiziersschulen (bei allen Hoch- und Fachschulen) sowie andere Berufssoldaten, die an der gesellschaftswissenschaftlichen Weiterbildung teilgenommen, das Zeugnis der Bezirksparteischule der SED erworben haben und sich weiterhin an der politischen Qualifizierung der Offiziere beteiligen (bei allen Fachschulen u. a. Formen der Qualifizierung).

Der 23. Mann

Ich will bei der NVA als Berufssoldat dienen. Nun bin ich Fußball-Schiedsrichter und möchte, daß ich bei der Armee weiterhin mein Steckenpferd ausführen darf. Ist das erlaubt?

L. Heidbrink, Rostock

Selbstverständlich dürfen Sie auch als Armeeangehöriger auf den Spielplätzen pfeifen.

„Hausfreund" AR

Die AR war mir immer eine große Hilfe, als mein Mann bei der NVA war. Seitdem lese ich sie immer und möchte keine Ausgabe verpassen.

Karin Hennig, Zscherndorf

Kontakt mit Nachbarn

Seit über zwei Jahren besteht das Reservistenkollektiv des Bereiches Volksbildung im Kreis Bautzen. In unserer Arbeit widmen wir uns besonders der deutsch-polnischen Freundschaft und Waffenbrüderschaft. Viele Schulen des Kreises erhielten vom Reservistenkollektiv Forschungsaufträge übermittelt. Es entstand ein weitverzweigter Briefwechsel mit polnischen Soldaten und Pionieren. Ehemalige Offiziere der 8. polnischen Armee, die auch hier im Kreis Bautzen kämpften, waren bei uns zu Gast. Eine Gedenkstätte für von der SS erschossene polnische und sowjetische Soldaten wurde von unserem Kollektiv umgestaltet und im Beisein hoher ausländischer Persönlichkeiten neu eingeweiht. Wir haben vorgesehen, in Neudorf ein Denkmal der deutsch-polnischen Waffenbrüderschaft zu errichten und bitten dabei um die Hilfe der Reservisten unseres Kreises.

Leutnant d. R. Kleinstück, Bautzen





Keine Einbuße

Für etliche Wochen muß ich in ein Lazarett einziehen. Bekomme ich für diese Zeit mein Wohnungsgeld weiter ausgezahlt?

Feldwebel Musselt, Dresden

Ja. Das gleiche gilt bei Dienstreisen, Besuch von Schulen, Lehrgängen u. ä., wenn vorübergehend Unterkunft in Kasernen beansprucht wird.

Stählerner Ring

Was für eine Bedeutung hat der blaue Verteidigungsgürtel, von dem so viel gesprochen wird?

Hans-Joachim Müller, Arendsee

Das ist ein auf die Weltmeere vorgeschobenes Sicherungssystem der sowjetischen Streitkräfte gegen imperialistische Angriffe. Zu diesem Gürtel gehören vor allem die mit Kernenergie angetriebenen U-Boote sowie Kreuzer, welche ballistische Raketen mit Atomsprengköpfen über eine weite Entfernung verschießen können. Tauchtiefen bis 500 m erreichend, stellen diese U-Boote im Grunde genommen viele sich unter Wasser bewegende Raketenbatterien dar, die jederzeit und schnell gegnerische Ziele bekämpfen können.

Manche mögen's so

Die Mädchenfotos könnten ruhig etwas „schärfer" werden.

Dietmar Herkner, Aue

Standortliebe

Als mot.-Schütze gefällt es mir hier in Leipzig ganz gut. Darf ich hoffen, daß ich während meiner Wehrpflicht hier bleiben kann?

Soldat Albrecht, Leipzig

Sie können, denn in der Regel verbleiben Soldaten während des Grundwehrdienstes in einem Truppenteil.

Halb und halb

Als regelmäßiger Benutzer des Zuges Neustrelitz – Karl-Marx-Stadt muß ich öfter erleben, wie Soldaten die B/A-Vorschrift verletzen. Manchmal frage ich mich, ob einige Armeeangehörige die NVA mit einem Modeinstitut verwechseln. Da stieg z. B. in Neustrelitz ein Feldwebel der Luftstreitkräfte in den Berliner Zug ein. Als er die Jacke auszog, saß er auf einmal mit einem blauen Pullover, Oberhemd, Krawatte und Uniformhosen da! Meiner Meinung nach sollten die Hauptfeldwebel bei der Kontrolle der Urlauber mehr Obacht geben. Auch die Genossen der jeweiligen Torwache müßten ihre Dienstpflicht besser erfüllen.

Gefreiter d. R. Opitz, Karl-Marx-Stadt

Wenn „Herrchen" eingezogen wird

Wo kann man seinen Schäferhund unterbringen, wenn man drei Jahre bei der NVA dienen will? Ich möchte ihn nicht in das Tierheim bringen.

Bernd Buchholz, Dresden

Sie werden es wohl doch tun müssen, sofern keine Verwandten oder Bekannten Ihnen den Hund abnehmen. Bei der Armee können Sie Ihren vierbeinigen Freund nicht unterbringen.

Nur für Armeeangehörige

Ich bin Zivilbeschäftigter bei der NVA und im Dienst Pistolenträger. Darf ich ebenfalls die Schützenschnur erwerben?

Helmut Thümmler, Leipzig

Nein, denn die Bedingungen lassen das nicht zu.

Vielleicht als Reservist

Wenn man drei Jahre bei der Bereitschaftspolizei seinen Dienst leistet, muß man dann noch zur NVA gehen?

Henry Rückert, Spreetal

Zum aktiven Wehrdienst nicht, aber es ist möglich, daß Sie hier Ihren Reservistenwehrdienst leisten müssen.

Spitze Nase

An der Bugspitze moderner Jagdflugzeuge sieht man oft einen meterlangen Stachel. Wozu dient er?

Gefreiter Ahlenstack, Bernau

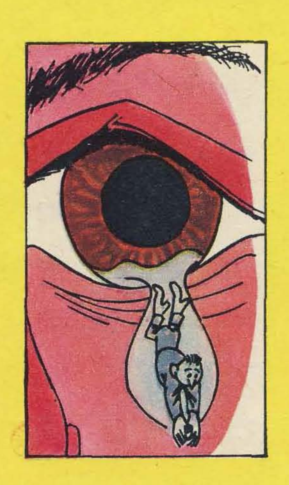
Das ist ein Staurohr, welches sich sowohl an Über- als auch an Unterschallflugzeugen (hier an einer Tragfläche) befindet. Es dient dazu, den Staudruck der Luft zu messen, aus dem sich dann u. a. die Geschwindigkeitsanzeige ergibt.

Partnerwünsche

Ja, ja, die Partnerwahl (AR 2/68). Was da so alles in Inseraten gewünscht und gefordert wird, du meine Güte, wo haben die Männer bloß ihre Illusionen her? Wer stellt diese Vertreter des „starken Geschlechts" wieder auf den Boden der Realitäten zurück? Auch ich halte es mit Theodor Fontane: „Heiraten ist eine Sache für vernünftige Menschen."

Carola Kessler, Magdeburg





Termin bleibt

Ich verbrachte 14 Tage im Med.-Punkt und wurde später innendienstkrank geschrieben. Muß ich nun diese Zeit länger dienen?

Gefreiter Schupke, Schalkau

Nein, auch Sie werden zum befohlenen Zeitpunkt entlassen.

Keine staatliche Auszeichnung

In unserer Einheit geht das Gerücht umher, daß man für die NVA-Klassifizierungsspangen später an einer Fachschule ein Zusatzstipendium bekommt.

Unterfeldwebel Jantzen, Neubrandenburg

Für derartige Auszeichnungen gibt es keine zusätzliche Vergütung.

Armee-Rundfunkreporter?

Ich habe den Wunsch, Journalist zu werden. Nun wurde mir erzählt, bei der NVA würden ein oder mehrere Funkstudios bestehen. Ist es möglich, daß ich hier als Soldat auf Zeit arbeiten kann? Ralf Küttner, Karl-Marx-Stadt

Man hat Sie falsch unterrichtet. Solch eine zentrale Einrichtung existiert nicht. Wohl aber gibt es in größeren NVA-Objekten einen Dienststellenfunk, wo Sie in der Freizeit ehrenamtlich mitarbeiten könnten.

Aus den Augen, aber nicht aus dem Sinn

Während meiner Armeezeit 1960–62 diente ich in der Einheit Schindhelm mit dem Uffz. Werner Heumoos zusammen in einer Kompanie. Leider verloren wir uns nach meiner Entlassung aus den Augen. Er möge seine Adresse bitte der AR mitteilen.

Unteroffizier d. R. Seidenstücker, Schlieben

Von Volkskammer beschlossen

Wie hoch sind eigentlich unsere Ausgaben für die Landesverteidigung?

Gefreiter Werlingen, Frankfurt

Für 1968 betragen sie 5,8 Milliarden Mark = 8,7% der Gesamtausgaben des Staates. Die verstärkte Kriegsvorbereitung in Westdeutschland sowie die verschärfte internationale Lage haben eine erhöhte Summe für dieses Jahr notwendig gemacht.

Gemeinsam gefeiert

Eine Feierstunde der Waffenbrüderschaft veranstaltete das Reservistenkollektiv des Außenhandelsbetriebes Deutsche Kamera- und ORWO-Film-Export. Gemeinsam mit dem Betriebskollektiv sowie Genossen der Sowjetarmee und der NVA gedachten wir der Gründungstage beider Armeen. Der Film „Zwei Kommandeure" sowie viele Gespräche über militärpolitische Probleme und über die ehemalige Dienstzeit beendeten die Zusammenkunft.

Unterfeldwebel d. R. Deckert, Berlin

Schnell geholfen

Am 17. Februar 1968 besuchte ich in Proro meinen Mann. Auf dem nächtlichen Rückweg nach Binz wurde ich von meiner Krankheit überfallen. Es fanden mich zwei Genossen der Armee, die mich in das Krankenhaus brachten. Diesen beiden unbekannten Genossen möchte ich dafür herzlich danken.

Rita Ulrich, Greifswald

Film imponierte

Sowjetische Soldaten sahen in Gera gemeinsam mit NVA-Angehörigen den DEFA-Film „Ich war neunzehn". Alle waren von diesem Streifen beeindruckt. Oberstleutnant Kusnezow, Kommandeur der Sowjetarmee, erklärte: „Der Film wurde von unseren Soldaten gut aufgenommen. Ich möchte ihn als ein international beachtliches Werk zum Thema deutsch-sowjetische Freundschaft werten."

Klaus Gniewitz, Gera

Sowohl als auch

Ist die AR eine Unterhaltungszeitschrift oder dient sie den Soldaten zur weiteren Bildung?

Gefreiter Wenzel, Rotheul

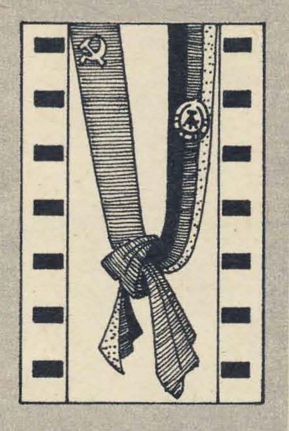
Bildend unterhalten und unterhaltend bilden – das ist unsere Devise, der wir auch weiterhin treu bleiben.

Das kleine „Manöver"

Zwei erlebnisreiche Tage verbrachten Schüler unserer Polytechnischen Oberschule beim Manöver „Salut, Roter Stern". Ein 12-km-Marsch, topographische Übungen, Überwinden der Sturmbahn und Kleinkaliberschießen füllten den ersten Tag aus. Recht stolz waren wir, als die uns begleitenden Soldaten unsere Einsatzbereitschaft und Leistungen lobten. Am folgenden 1. März durften wir an den Feierlichkeiten in einer NVA-Einheit teilnehmen und auch die Soldatenunterkünfte besichtigen. Für die gute Unterstützung durch die Genossen vom Ausbildungslager „Peter Göring" möchten wir uns recht herzlich bedanken.

Rosina Pink, Bärbel Pfeifer, Edith Lucht, Seelingstädt

Vignetten: Klaus Arndt



Begehrtes Soldatenmagazin

Wer schickt oder leiht mir die ersten Ausgaben der AR?

Anita Thomas, 8023 Dresden, Maxim-Gorki-Str. 48

Ich benötige die Hefte von 1965: Nr. 1, 3–5, 8–10 sowie von 1966: Nr. 6 und 7.

Ingolf Zochau, 65 Gera, Karl-Marx-Allee 12

Wer gibt die Jahrgänge 1956 bis 1965 kostenlos ab?

Roland Böttger, 435 Bernburg, Albrechtstr. 7

Ein Mann muß nicht immer schön sein

Übrigens: Die AR würde sich ein Kreuz am Kalender verdienen, wenn sie uns einmal einen hübschen Herrn zeigen würde.

Christiane Schreiber, Golchen

Wir sind gewiß, daß wir bestimmt auch einmal Ihren Geschmack treffen werden.

Robustes Fahrzeug

Die Sowjetunion hat den neuen geländegängigen LKW ZIL-131 herausgebracht. Veröffentlichen Sie doch bitte einige Daten.

Unteroffizier Schmullgin, Frankfurt

Nutzlast: 5 Mp (Straße), 3,5 Mp (Gelände); Länge: 6,9 m; Breite: 2,5 m; Höhe: 2,4 m; Bodenfreiheit: 330 mm; Steigfähigkeit: 58%; mit Hänger: 36%; Watfähigkeit: 1,5 m; max. Geschwindigkeit: 80 km/h (Straße); Motorleistung: 150 PS.

Unteroffizier Radloff fragt:

Jeden Abend läßt ein Genosse auf unserer Stube sein Radio dudeln. Die zwei anderen Unteroffiziere haben nichts dagegen, ich dagegen brauche nach Dienst Ruhe. Soll ich es auf einen Krach ankommen lassen?

Soldat Arlt fragt:

Kann ich während meiner Dienstzeit die Volkshochschule besuchen und das Abitur nachholen?

Oberst Richter antwortet



Krach im Kollektiv tut selten gut. Aber Ärger runterschlucken auch nicht. Beides versauert die Atmosphäre, und aus scheint es mit der guten Stubengemeinschaft.

Zu schnell neigt man dann dazu, administrativ erzwingen zu wollen, was sich scheinbar nicht nach sozialistischer Manier lösen läßt: Genosse Kommandeur, bitte ziehen Sie Ihre Genehmigung zum Betrieb der „Heule" wieder zurück! Eine einfache, sichere Lösung.

So erhebt sich die Frage, warum noch viele Worte darüber verlieren? Die Hauptsache, man erreicht, wenn auch erst mit der Autorität des Chefs, sein Ziel.

Das allerdings: Ruhe würden Sie auf diesem Weg sehr schnell erreichen.

Jedoch anders als erwünscht. Mehr in Gestalt eines lautlosen Krachs. Einer hat sich mit dreien verkracht. Ein „Krach" mit Altertumswert und zäh wie Pech an den Fußsohlen. Er hindert am gemeinsamen Vorwärtsschreiten und zersplittert die Kraft der vier.

Grund genug, doch etwas dazu zu sagen.

Deshalb möchte ich Ihnen raten, nicht feige vor einer notwendigen Auseinandersetzung zurückzuweichen oder die Lösung den Vorgesetzten zuzuschieben, sondern auch den kleinen negativen Verhaltensweisen ihrer Mitgenossen, der Rücksichtslosigkeit und Taktlosigkeit den Kampf anzusagen. Und wenn es deshalb Krach geben sollte, dann krachen Sie mit, aber krachen Sie sich zusammen und nicht auseinander, wie sich das für gute Sozialisten gehört. In Freundschaft, mit Witz und Überzeugung, aber nachdrücklich und sachlich sollten Sie um eine sozialistische Lösung kämpfen. Das ist die Einsicht aus Zusammengehörigkeit und der gute Wille beider Seiten zur gegenseitigen Respektierung, bei der das Recht des einen genau soviel wiegt wie der Wunsch der drei.

Mit einem Wort: Die sozialistische Soldatengemeinschaft auch im kleinsten Kollektiv ist kein Geschenk von außen, sondern muß von jedem selbst mit geschaffen und verantwortet werden. Dann erst ist die richtige Musike drin.

Ich weiß nicht, ob Ihnen diese Frage erst durch das Studium unserer neuen Verfassung, speziell der Artikel 31 und 32 bewußt geworden ist – aber wie dem auch sei, die Frage spricht für Sie, für Ihr Streben, nachzuholen, was Sie aus irgendwelchen Gründen versäumten, woran Sie gehindert waren.

Nun ist der Armeedienst aber dafür die ungeeignetste Zeit, weil Sie sich nämlich in dieser Zeit bereits auf einer Schule ganz besonderer Art befinden.

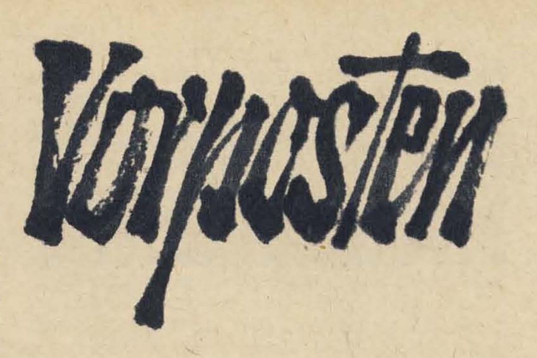
Das ist etwa so, wie wenn einer mitten im Reckturnen den Handstand üben wollte, weil er den zur späteren Bodengymnastik benötigt. Er hat einfach keine Hand frei dafür!

Man kann nicht gleichzeitig zwei Hauptaufgaben lösen, wozu man viel Zeit, Kraft und Verstand benötigt.

Es ist zwar richtig: Das Recht zur Verteidigung wiegt wie das Recht zur Qualifizierung, und beides sind gleichzeitig Pflichten. Aber während Ihres Wehrdienstes hat die „Universität Armee" den Vorrang, und zwar absolut, auch was die Qualifizierung angeht. Das gilt übrigens in der Regel auch für Soldaten auf Zeit! Deshalb ist es immer besser, schon den 10-Klassen-Abschluß oder das Abitur in der Tasche zu haben, bevor man die „Universitäten" seines Lebens besucht.

Ihr Oberst Richter





Es ist ein klarer, sonniger Sommertag. Eine frische Brise weht, und weit dehnt sich die See. Ein Schiff pflügt die sanften Wellen. Obermatrose Robert Balzer, müde nach dem Wachdienst, steigt hinunter in das Deck. Als er das Schott öffnet, hält er freudig überrascht inne: Die Genossen der Freiwache stehen im Halbkreis um die weißgedeckte Back, die ein Strauß roter, halberblühter Rosen schmückt.
Die Kameraden lächeln ihn an. Der lange Baumert hebt die Hand. „Hoch soll er leben, hoch soll er leben, dreimal hoch!" singen die Matrosen baßkehlig. Da weiß der Obermatrose, daß sie den Inhalt jenes Telegramms kennen, das ein Versorgungsfahrzeug der Flottille für ihn mitgebracht hat, und er versteht jetzt auch, warum Jürgen Mattke darauf bestand, ihn eine halbe Stunde eher von seinem Beobachtungsposten abzulösen. „Geh du man, und hau dich aufs Ohr", hatte der Stabsmatrose gesagt und dabei vieldeutig gelächelt...
„Da sagt er nun kein Wort, der frischgebackene Vater!" Der lange Baumert nimmt die Rosen von der Back – ein wenig linkisch ist er dabei – hält sie in seiner großen, vom Dieselöl gebräunten Hand und sagt: „Also, Robert, im Namen der Besatzung, na, du weißt schon, ohne langen Rees... herzlichen Glückwunsch und so weiter!" Er drückt Robert den Strauß in die Hand und entschuldigt sich: „Kunstblumen. Leider! Haben keine Taufrischen mehr heranschaffen können, wie es sich eigentlich gehört für so einen Tag. Diese aber, ewig und unverblühbar – na, du weißt schon, sie kommen von Herzen." Robert bedankt sich, verlegen wie nach dem ersten Kuß. Er bittet die Genossen, sich zu setzen und legt eine Schachtel Zigaretten auf die Back: „Das ist alles, was ich anbieten kann, mehr hab ich nicht..."
„Natürlich nicht", unterbricht Baumert. „Aber wir haben!"
Er öffnet das Schott und herein tritt, ein Tablett schwenkend wie ein Kellner, Günter Riese, der Koch. Kaffee, belegte Brote, blitzende Gabeln, funkelnde Messer. „Mit Genehmigung und Gratulation des Kommandanten. Er wünscht guten Hunger!"
„Leute...", mehr kann Robert nicht sagen. Kopfschüttelnd schaut er auf seine Genossen, die ihm das Deck hergerichtet haben wie eine gute Stube und die sich in ihrem Bemühen, ihm diese Stunde so angenehm wie nur möglich zu gestalten, herzlicher, freundlicher geben, als es sonst ihre Art ist...
„Es muß etwas zu spielen her für den kleinen Kerl, nun, da wir die Patenschaft für ihn übernommen haben." Maat Pohlmann, sieh an! Erst vor drei Tagen hatte Robert eine Auseinandersetzung mit ihm gehabt und für seine vorlauten Antworten gegenüber dem Vorgesetzten einen Verweis einstecken müssen. Robert hatte ihm das noch nicht vergessen.
Und jetzt sitzt der Maat hier mit ihm im Deck dieses Schiffes wie ein lieber Gast, hält das Modell eines U-Jägers in seinen Händen und schiebt es Robert zu. „Ich bastele manchmal in meiner Freizeit", sagt er, „und denke mir, das wär ein schönes Geschenk für Ihren Jungen!"
Robert schaut auf. Er weiß, wieviel Zeit, Freizeit man benötigt, bis solch Modell fertiggestellt ist; wieviel Fingerfertigkeiten es braucht, bis alles genau geschnitzt, eingepaßt, eingeklebt ist.
Das verschenkt man nicht einfach. „Sie haben doch selber einen Jungen, Genosse Maat", wehrt er ab.
„Zwei, mein Lieber! Zwei solcher Rangen habe ich zu Haus! Die sind, da kann ich..."
Das Klingeln der Alarmanlage unterbricht ihn, reißt die Matrosen hoch. Robert Balzer greift zum Stahlhelm, stürzt hinter dem Maat her an Oberdeck. Mit großer Fahrt pflügt das Schiff die See. Schäumend rauscht die Bugwelle, Sogwasser quirlt. Der Obermatrose ist zum Signaldeck geeilt. Dort ist seine Gefechtsstation.
„Was liegt an?" fragt er, noch atemlos von der Hast, mit der er die eiserne Leiter hinaufgestürmt ist. Stabsmatrose Mattke, der aufmerksam die See beobachtet, reicht dem Freund das Fernglas. „Torpedoschnellboote!" Robert sieht: Am Horizont, dort wo Wasser und Himmel zusammenfließen, wo die Welt sich rundet, zeichnen Gischtwellen schmutzige Spuren, lösen sich blitzende Pfeile. Keinen Zweifel gibt es für die geübten Beobachter: Westdeutsche TS-Boote preschen heran, springen wie ein Rudel Wölfe über das Wasser, näher... näher...
Die Silhouette eines Frachtschiffes schiebt sich in das Fadenkreuz des Glases, nimmt dem Obermatrosen für einen Moment die Sicht. Schneeweiße Aufbauten machen das Fahrzeug hell wie eine sonnige Stadt. Da... Ein ohrenbetäubendes Pfeifen erfüllt die Luft, der Schatten eines riesigen schwarzen Vogels verdunkelt für Sekunden das Deck. Sie ziehen unwillkürlich die Köpfe ein, so tief ist das Flugzeug über sie hinweggerast; im Sturzflug, als wollte es Mast und Aufbauten des Schiffes abrasieren. Da aber sitzen die Artilleristen bereits hinter ihren Geschützen, richten die schlanken, glänzenden Rohre...
Wieder schrillt die Alarmanlage! Kurz – lang, kurz – lang, kurz – lang; einmal, zweimal... zwölfmal; Ankermanöver! Das Dröhnen der Schiffsturbinen erstirbt. „Fünfzig Meter Kette stecken!" ▶

Gleich einem ungeheuren Wurm winden die stählernen Glieder der Kette sich rasselnd aus dem Kasten. Der Anker, schwer wie ein Granitblock, sprengt ein Loch in das wie Seide schimmernde Wasser. Spritzer, kristallklar, stieben über das Deck; dann hat die See den Anker verschluckt, mit einem gurgelnden, schmatzenden Laut. „Anker trägt – Seewache klar zum Aufziehen!"
Es sind die hundertfach gegebenen, auf vielen Fahrten geübten, tausendfach geprobten Kommandos und Handlungen, die der Obermatrose kennt wie sich selber, aber die ihn immer aufs neue beeindrucken. Einen Moment verfolgt er die Ankerboje, die auf dem Wasser steht, unbeweglich wie ein Maulwurfshügel auf einem frischgeharktem Gartenbeet. Dann aber richtet er seine Aufmerksamkeit wieder auf die TS-Boote, die hinter dem Heck des Handelsschiffes hervorpreschen wie ein Sturm. Deutlich erkennt er: pfeilspitze Formen, winzige Antennen, blanke Torpedoabschußrohre. „Typ Jaguar", stellt Stabsmatrose Mattke fest, „wollen Eindruck schinden!"
„Und behindern den Frachter!" Robert sieht, wie die Boote, ein ganzer Verband, das Handelsschiff umkreisen wie Motten eine helle Lampe, sieht, wie sie die See zerwühlen wie raubgierige Haie! Einmal und noch einmal und ein drittes Mal kreuzen sie Bug und Heck des Dampfers, auf dem deutlich sichtbar die Staatsflagge der Deutschen Demokratischen Republik weht.
Eines der Boote löst sich aus dem Verband, zieht eine weite Kurve und läuft direkt auf sie zu. Die Beobachter pressen ihre Gläser fester an die Augen. Jetzt hat das Schnellboot seine Fahrt vermindert, kaum eine viertel Meile entfernt, stoppt es seine Maschinen. „Gleich geht es los!" ruft der Stabsmatrose. Robert nickt. Das Übliche wird kommen. An Oberdeck werden sie auftauchen, sie werden erst winken, rufen, sich freundschaftlich geben, „Gute Wache" und „Viel Erfolg" wünschen und dann . . .
Robert kennt das Gefühl des Stolzes, wenn die da drüben, unflätige Worte versprühend wie Gift, wieder abdrehen müssen. Erfolglos! Immer war es dem Obermatrosen, als hätte er eine Schlacht siegreich beendet. Ihre Macht – hier ist sie zu Ende . . .
Ein Kindheitserlebnis drängt sich ihm auf, deutlich wie in einem Film: 1946 war es, eine wilde Zeit. Mit seinem Großvater, einem Mann von siebzig Jahren, war er in der Stadt gewesen. Auf dem Heimweg hatten sie sich verspätet. Ihr Weg zum Dorf führte sie an einem Waldstück vorbei, das die Leute die „Hadergrucht" nannten und von dem sie sagten, daß es dort nicht geheuer sei. Dämmerung kroch aus den Wolken. Schwarz, einsam der Wald. Kahle Felder, grau in grau. Regen.
Er, Robert, fünf Jahre alt, fürchtete sich. Fester packte er die Hand des Großvaters, die verarbeitete, harte, warme Hand des alten Mannes, und obwohl sein Herz wie rasend schlug, an dieser Hand fühlte er sich sicher. Da plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, sprang eine Gestalt vor ihnen auf den Weg. Ein schmutziger, sehr großer Mann verstellte ihnen den Weg. Robert schrie laut, zitternd wie eine nasse Espe. Großvater aber schritt genau auf den Fremden zu! „Halt!" rief dieser, und dem Jungen schien es, als wachse die Gestalt in den Himmel. Großvater ging weiter, ging unbeirrt seinen Weg, stand jetzt dicht vor dem anderen. „Wie spät wird's schon sein, Alter?" fragte der Mann lauernd und schielte dabei auf Großvaters Uhrkette, die sich über die Weste spannte. „Hab keine Glock!" sagte Großvater kurz, wollte an dem Mann vorbei. Der jedoch hob seine Hand; seine Finger, ein Bündel Speere, richteten sich auf Großvaters Weste. „So, so, an der Kette hast du also keine Uhr?!" „Da hab' ich keine Uhr!" knurrte Großvater. „Da trag ich eine Zwiebel! Und nun troll dich!!" – „Hör zu, Alterchen", drohte der Fremde, „wenn du frech wirst . . ." Robert schrie auf. Der Kerl machte einen Schritt auf sie zu, da . . . da packte Großvater dessen Arm, stieß ihn zurück, hob entschlossen den derben Knotenstock, den er immer bei sich trug, und forderte mit Donnerstimme: „Drei Schritt mir vom Leib, Bursche!" Und der Fremde, der Feind? Er stutzte, zog den Kopf ein, schaute vom Stock auf den Großvater, vom Großvater auf den Stock, drehte sich fort und ging. Schlich davon wie ein verprügelter Hund!
Die Grenzen der Macht! Robert lächelt. Was wäre gewesen, hätte Großvater seinen Mut nicht gehabt und nicht seinen Stock?
Die Artilleristen richten die Rohre? Drei Schritt uns vom Leib . . .
„Nun schau dir das an, Robert!" Der Stabsmatrose deutet hinüber zu dem Schnellboot. „Eine neue Masche." Auf dem eben noch wie unbemannt daliegenden Fahrzeug ist es lebendig geworden. An der Reling, auf dem Vor- und Achterdeck, auf der Brücke: Kinder! Kopftücher wehen, Hände winken, Stimmen dringen herüber . . . Robert traut seinen Augen nicht! Viel hat er schon erlebt hier auf See, hier an der Grenze, die Welten trennt: Sie haben Angriffe gefahren auf unsere Schiffe, haben uns den Bug gekreuzt; sie haben die See gepeitscht, um uns in Gefahr zu bringen; Flugblätter wurden geworfen mit Forderungen, den Gehorsam zu verweigern; Zigaretten, Bierflaschen warfen sie, wie man Hunden Knochen vorwirft; Schokolade verschmierte das Deck wie aus dem Überfluß; Drohungen wurden ausgestoßen, weil wir nicht reagierten auf ihre Provokationen; Wasserschläuche wurden angeschlagen, harmlos, als spüle man das Deck, die Wasserstrahlen aber wurden auf unsere Genossen gerichtet wie die Läufe von Waffen. „Ulbrichtknechte! Kommunistenschweine!" Das waren noch die harmlosesten Beleidigungen, die sie ertragen mußten. Und die sie riefen, kamen sich mächtig heldisch vor. „Habt ihr Landgänger für Kiel an Bord?" wurde gehöhnt und der Himmel auf Erden versprochen, wenn jemand ihren Verlockun-

gen folge. Dabei hätten sie uns am liebsten in See und Grund torpediert! Gnadenlos! Oh, sehr schwer ist es da, die Hände ruhig zu halten an den Abzügen der geladenen Waffen. Wie, wenn jemand die Nerven verliert von unseren Genossen, über die man Schmutz wie mit Kübeln schüttet? Der Obermatrose preßt die Lippen zusammen. Ja, sie rechnen damit, daß geschieht, was lange schon geschehen soll: daß der Himmel sich trübe vom Rauch verbrannten Pulvers ... und da ist Metall in der Luft, glühend, tötend ... und Menschen schreien ... und Kinder! Sie haben Kinder an Bord; lachende, winkende, ahnungslose, unschuldige Kinder!

„Die Kinder", flüstert er, „sie mißbrauchen die Kinder!"

Stabsmatrose Mattke nickt. „Ja", sagt er, „täglich und stündlich! Denk an Vietnam, denk an die Ghettos der Neger. Sie verbrennen sie, werfen Bomben auf Schulen und Krankenhäuser ... würden sie auch auf dein Haus werfen, auf dein Kind."

Weit dehnt sich die See. In ihr wiegt sich ein Schiff, das ihrer Macht eine Grenze setzt. Der Wind hat die wenigen Wolken auseinandergepustet. Es ist ein klarer, sonniger Sommertag.

Stabsobermeister Waldemar Trodtfeld

Illustration: Gerhard Rappus





Hauptgewinn	500 Mark
ferner: 4mal	50 Mark
5mal	20 Mark
20mal	10 Mark
an 30 Gewinner	1000 Mark

Zeichnung: Harri Parschau

Erkennt man Soldaten nur an der Uniform? Ganz bestimmt nicht, meinen wir und lassen – um hier eine nicht ganz ernst gemeinte Probe aufs Exempel zu machen – flugs neun Armeeangehörige ins Campinglager fahren. Als Belobigung für gute Dienstdurchführung gewissermaßen. Es sind:

a) ein Granatwerferschütze
b) ein Aufklärer
c) ein Flieger
d) ein Matrose
e) ein Panzerkommandant
f) ein Munitionskanonier
g) ein Fallschirmjäger
h) ein Nachrichtensoldat
i) ein Pionier.

Munter tummeln sie sich, wie die Zeichnung verrät, inmitten anderer Urlauber. Und wer genau hinschaut, wird jeden von ihnen an kleinen Eigenheiten seiner Waffengattung erkennen. Sicher gelingt auch Ihnen das. Schreiben Sie uns also bis zum 20. Juni 1968 (Datum des Poststempels) eine Karte, auf der Sie vermerken: a) = Nr. . . . , b) = Nr. . . . usw. Bereits mit sechs Richtigen kommen Sie in die Gewinnauslosung, die unter Ausschluß des Rechtsweges erfolgt.

Unsere Adresse:

Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin
PSF 7986
Kennwort: „1000-Mark-Preisausschreiben"



Auflösung Nr. 2/1968
1000-Mark-Preisausschreiben

So war es richtig: 1 b; 2 c; 3 a; 4 b; 5 c.

Es gewannen:

500,– Mark:

Uffz. Zühlke, Frankfurt/O.

50,– Mark:

Matthias Gunde, Dresden; Gerd Block, Teterow; Stabsmatrose Gert Eckert, Peenemünde; Ilse Gräf, Oberweißbach.

20,– Mark:

Uffz. Mulsow, Torgelow; Michael Müller, Mittelherwigsdorf; Rolf Zedtler, Meißen; Lutz Schubert, Ebersdorf; Günter Bernstein, Ortrand.

10,– Mark:

M. Jeske, Bentzin; Gerhard Cziczkat, Riesa; Helmut Thümmler, Leipzig; Matrose K. Manthey, Peenemünde; Ilse Marx, Cottbus; H.-J. Materna, Berlin; M. Schulz, Berlin; Thomas Schüler, Magdeburg; Eberhard Keßler, Dresden; H.-Joachim Flöter, Drögeheide; Ultn. Wendelin Reichel, Erkner; V. Greiner, Berlin; Christine Schmerl, Lauchhammer; Anke Schwipps, Seewalde; Sold. Peter Gelhaar, Johanngeorgenstadt; Petra Gonschorowski, Rasitz; Ob.Maat H. Isaak, Bug/Rügen; Bernd Wiedemann, Aschersleben; Rüdiger Nothnagel, Fürstenwalde/Spree; Stfw. Rudolf Porth, Heiligenstadt.





zu Gast in der „ARMEE-RUNDSCHAU"

Es war im Herbst 1956, da fand sich in Prag eine Gruppe junger Menschen zusammen – der älteste von ihnen war dreißig Jahre –, die sich sagten, man müsse an die Traditionen der Zeitschriften mit Magazincharakter anknüpfen und sowohl für den Leser in Uniform als auch für den in Zivil etwas Neues und Interessantes schaffen. Etwas, das sowohl junge als auch alte Menschen „packen" würde. Nach Dutzenden Diskussionen in der neuen Redaktion und bei den Einheiten erschien im Januar 1957 der ZÁPISNÍK. Und gleich die erste Nummer zeigte, daß es „das" war. Die Auflage stieg bis Dezember 1957 von 16 000 auf volle 100 000 Exemplare an.

Von damals bis heute hat die Zeitschrift eine komplizierte Entwicklung erfahren. Es wandelte sich die Drucktechnik; der Umfang erweiterte sich; die Zeitschrift wurde bunter. Die Auflage jeder Nummer erreicht zur Zeit die Höhe von durchschnittlich 330 000 Exemplaren, wodurch der ZÁPISNÍK zum meist verbreiteten Magazin in der ČSSR wurde. Es kamen auch zwei „Sputniks" hinzu, die die Redaktion außer dem ZÁPISNÍK herausgibt: die Zeitschrift für Raketentechnik und Kosmonautik RADAR sowie die Taschenbuchreihe des ZÁPISNÍK „ŘADA Z-68", eine Auswahl der interessantesten Veröffentlichungen aus der ganzen Welt.

Durch ihre Mitarbeiter ist die Redaktion auch selbst in verschiedenen internationalen Organisationen vertreten. Dadurch können unsere Redakteure u. a. an wissenschaftlichen Kongressen, Sportveranstaltungen und ähnlichem teilnehmen. So befindet sich zur Zeit ein Redakteur in Afrika bei einer Expedition, die die Karls-Universität ausgerüstet hat. Der Schach-Großmeister Hort, einer unserer Sportredakteure, schickt ebenfalls während seiner Auslandsreisen Reportagen. Ein weiterer Redakteur bereitet sich auf die Olympischen Spiele in Mexiko vor.

Da sich die Redaktion sehr aktiv auch für Wissenschaft und Technik interessiert – im Hinblick auf RADAR vor allem für Astronautik – hat sie gute Beziehungen zu sowjetischen Kosmonauten (German Titow ist beispielsweise Mitglied des Redaktionsbeirates des RADAR) und zu prominenten Wissenschaftlern.

In diesem kurzen Beitrag kann ich mich selbstverständlich nicht damit befassen, warum eigentlich der „Outsider" (Außenseiter) ZÁPISNÍK in den elf Jahren seines Bestehens zum meistgelesenen Magazin in der ČSSR wurde. Das möchte ich auch den jungen Adepten des Journalistenhandwerks überlassen, die heute schon dieses interessante Problem zum Thema ihrer Diplomarbeiten wählen.

Zum Schluß möchte ich der Redaktion „Armee-Rundschau" für die langjährige gute und kollegiale Zusammenarbeit danken. Ihre Redakteure und Mitarbeiter kamen auf den Seiten unseres ZÁPISNÍK schon häufig mit Erfolg zu Wort. Ich glaube, daß das auch in Zukunft so sein wird – zum Nutzen unserer Leser und unserer beiden populären Zeitschriften.

Chefredakteur der Zeitschrift ZÁPISNÍK
Oberst Dr. Milan Codr

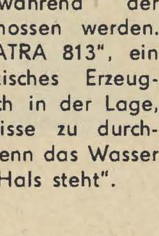


Interview mit dem Kosmonauten Oberst Leonow (rechts im Bild Oberst Dr. Codr).



Der Feldspaten hat beileibe nicht ausgedient. Doch wo es darauf ankommt, in kürzester Zeit Befestigungsanlagen zu errichten, da bietet den emsig schaufelnden Soldaten die moderne Technik ihre Hilfe. Sprengstoff und Grabenbagger schufen Platz, wo jetzt vormontierte Teile von Unterständen im Erdreich verschwinden.

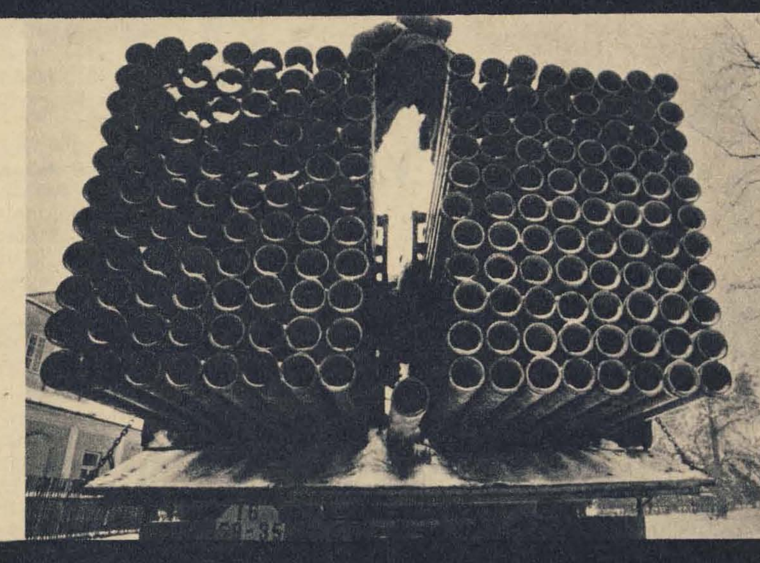
Ein erfrischendes Bad kann jetzt auch ohne besondere Umstände während der Dienstzeit genossen werden. Der neue „TATRA 813", ein tschechoslowakisches Erzeugnis, ist nämlich in der Lage, Wasserhindernisse zu durchwaten, auch wenn das Wasser fast „bis zum Hals steht".

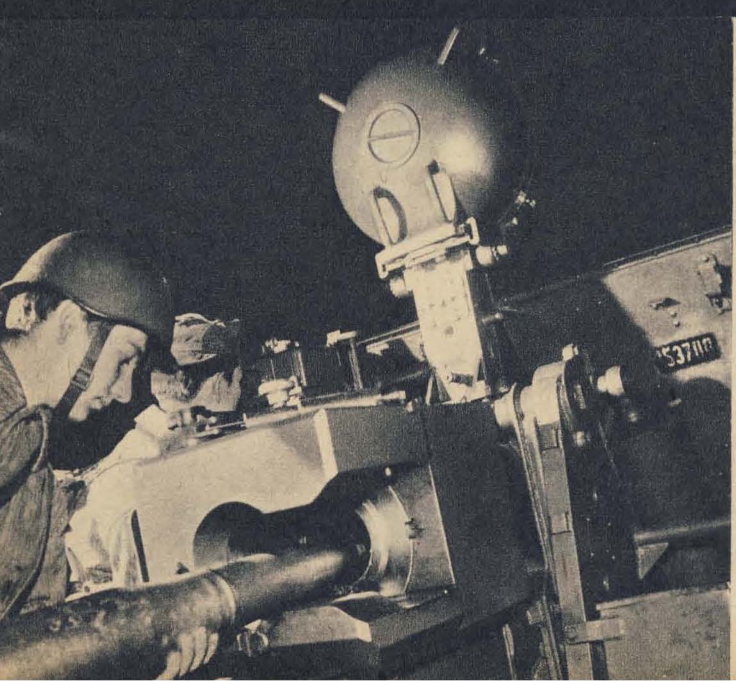




Der berühmte Schuß in den Ofen? Keineswegs – nur eine „Arbeitsschutzvorrichtung". Die Tschechoslowakische Volksarmee ist überwiegend mit Schützenwaffen eigener Produktion ausgerüstet. Vor Verlassen des Herstellerwerkes werden diese – wie hier im Beschußkasten – verschiedenen Überprüfungen unterzogen.

Das ist nicht etwa der neueste Geschoßwerfer, sondern diese Rohre gehören zu einer transportablen Pipeline der Rückwärtigen Dienste. Sie ermöglicht bei weiträumigen Angriffsoperationen, den kostbaren Treibstoff schnell und relativ sicher nachzuführen.





Moderne Geräte bestimmen das Gesicht einer modernen Armee. So ist beispielsweise für die Artilleristen das Schießen bei Nacht im direkten Richten heutzutage kein Schreckgespenst mehr. Mit „unsichtbarem Licht" entreißt der am Geschütz angebrachte Infrarot-Schießscheinwerfer die Ziele der schützenden Dunkelheit.





Zu einer der großzügigsten neuen Projektstudien gehört zweifellos der Plan Dr. Karel Žlábeks, ehemals Professor an der Technischen Hochschule Prag, vom südböhmischen Grenzgebiet aus einen Eisenbahntunnel zur Adriaküste zu bauen.

Wir baten Dr. Karel Žlábek, uns in einem Gespräch nähere Informationen über dieses kühne Projekt mitzuteilen. Hier seine Erläuterungen:

„Im Raum von Triest sieht das Projekt die Errichtung eines Seehafens vor. Der dorthin führende Tunnel wäre etwa 350 km lang. Technologisch würde sein Bau bestimmt nicht schwieriger sein als der Bau des englisch-französischen Tunnels unter dem Ärmelkanal, über dessen Realisierung sich die Regierungen beider Staaten bereits geeinigt haben."

„Wir nehmen an, daß der Tunnel vor allem die wirtschaftlichen Nachteile verringern soll, die sich aus der Lage der Tschechoslowakei als Binnenland ergeben?"

„Ja. Eine direkte Verbindung zum Meer wäre für unser Land außerordentlich vorteilhaft."

„Welche Vorzüge hätte diese unterirdische Strecke?"

„Der Tunnel zur Adria würde es ermöglichen, daß die Export- und Importgüter, aber auch Touristen, die Entfernung zwischen unserer Staatsgrenze und dem geplanten tschechoslowakischen Hafen in der Nähe von Triest in knapp zwei Stunden bewältigen könnten. Überseefrachten brauchten nicht umgeladen zu werden. Man könnte sie samt der Güterwagen auf Schiffen weitertansportieren. Es würden selbstverständlich auch alle Formalitäten wegfallen, die mit dem Passieren mehrerer Staatsgrenzen verbunden sind, die man aber beim konventionellen Schienen- und Straßenverkehr nicht vermeiden kann.

Die unterirdische Strecke wäre vor naturbedingten Störungen geschützt, die den üblichen Schienenverkehr – vor allem im Winter – komplizieren.

Kürze der Verbindungswege, geringe Störanfälligkeit, Schnelligkeit, große Transportkapazitäten – das sind zweifellos alles Vorzüge eines elektrifizierten und automatisierten unterirdischen Transportweges. Diese Vorzüge würden sich auch darin äußern, daß die laufenden Transportkosten außerordentlich niedrig wären."

„Dafür aber dürften die mit dem Bau verbundenen Kosten eine ungewöhnliche Höhe erreichen!"

„Gewiß, aber bei der Realisierung eines so weitreichenden Projektes wäre es ungerecht, die jetzige Generation allein mit den Kosten des Baues zu belasten. Sein außergewöhnlicher Charakter erfordert auch außergewöhnliche Finanzierungsformen."

„Welche Formen haben Sie dabei konkret im Sinn?"

„Beispiel einer solchen Form könnte meinetwegen ein zinsloses Darlehen sein, wie es die Sowjetunion im Jahre 1956 der Vereinigten Arabischen Republik zum Bau des Assuanstaudammes angeboten hat. Es betrug 400 Millionen Pfund Sterling, das sind 8 Milliarden Devisenkronen, für die Laufzeit von 60 Jahren.

Bei einem ähnlichen Verfahren wäre die Finanzierung des Tunnelbaues zur Adria kein unlösbares Problem. Nach Vergleichen mit den Kosten für ähnliche in Erwägung gezogene Pro-

Humor: Brozek



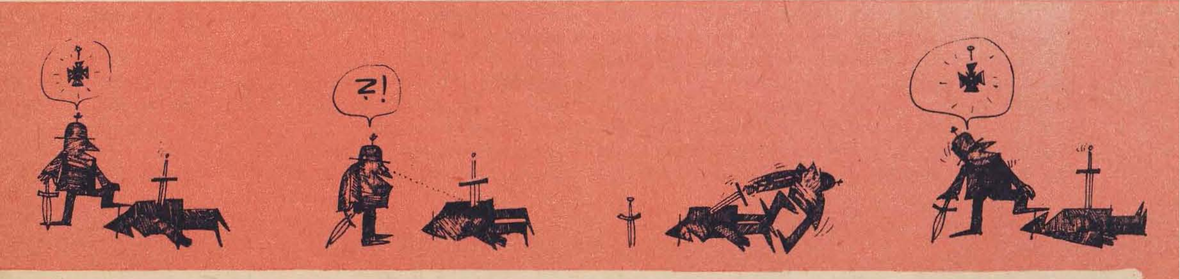
jekte im Ausland würde der Bau etwa die Summe von 2 Milliarden Dollar erfordern, was etwa 14,5 Milliarden Devisenkronen entspräche."

„Das ist allerdings ein sehr hoher Betrag, den die Republik, selbst bei einem großzügigen zinslosen Darlehen, nur schwer selbst aufbringen könnte. Der Tunnel verläuft unter anderen Ländern. Könnte er nicht auch ihnen dienlich sein? Sind Sie der Meinung, daß man mit der finanziellen Beteiligung dieser Länder an der Durchführung des Projektes rechnen kann?"

„Weitgehende Vorteile würde unser Tunnel sowohl Österreich wie auch Jugoslawien und Italien dadurch bringen, daß er auch ihrem Außenhandel in beiden Richtungen zur Verfügung stünde. Deshalb betont die Projektstudie auch solche gegenseitigen Vorteile. Beispielsweise sieht sie eine Möglichkeit des Ausmündens an die Erdoberfläche dort vor, wo er sich mit der Donau kreuzt (bei Linz), sowie an der österreichisch-jugoslawischen Grenze, von wo aus er diesen Staaten in beiden Richtungen offen stünde und an ihr Eisenbahnnetz anknüpfen könnte.

Dieser ständige Nutzen würde sicherlich auch jene notwendige Konzession überwiegen, die von diesen Staaten erfordern würde, unserer Untergrundbahn zeitlich unbegrenzt den Status der Exterritorialität zuzugestehen.

Übrigens brauchten sich vielleicht nicht nur jene Länder an dem Vorhaben finanziell zu beteiligen, durch die der projektierte Verbindungsweg führen soll, sondern auch jene Staaten, die ebenfalls ein unmittelbares wirtschaftliches Interesse an ihm haben."



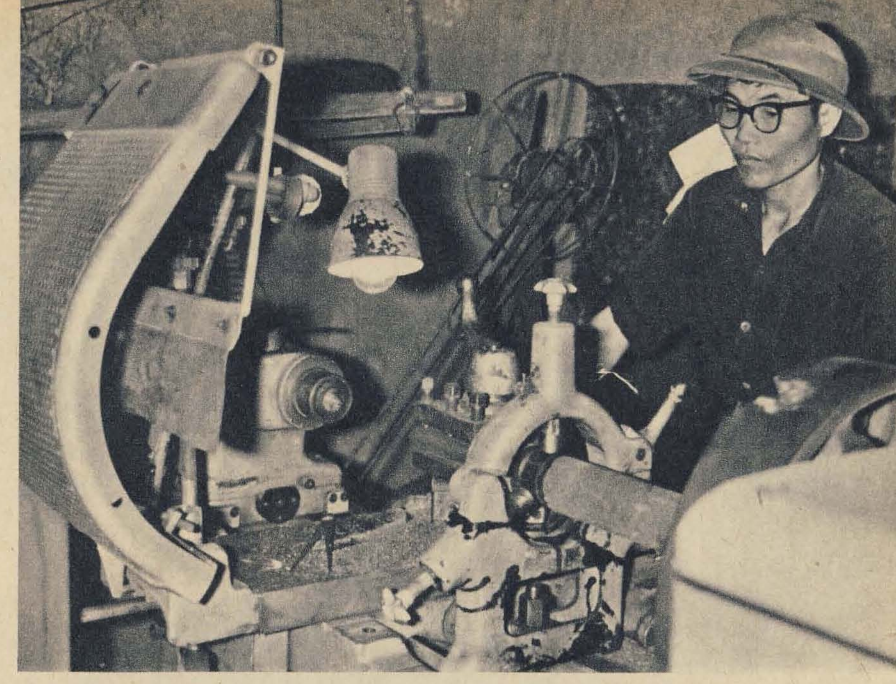


Dorfchronik unserer Tage

Von Le Ngu, Erster Sekretär der Parteileitung sowie politischer Kommissar der Miliz in der Gemeinde T. des Gebietes Vinh Linh

Vor der Revolution war das Küstengebiet von Vinh Linh die ärmste Gegend in der ganzen Provinz Quang Tri, und unsere kleine Gemeinde war wiederum die ärmste in dieser armen Gegend. Die Einwohner ernährten sich notdürftig vom Fischfang. In der Regel gab es für sie nur alle drei Tage ein Reisgericht und, wenn alles gut ging, alle drei Jahre einen Anzug aus grobem Leinen.
Riesige, langgestreckte Sanddünen umschließen unsere Gemeinde. Doch der wenig fruchtbare Boden sah viele harte Kämpfe. Während des Widerstandskampfes gegen die Franzosen wechselte er häufig den Besitzer. Die Häuser, die er trug, sanken in Schutt und Asche. Als die Franzosen geschlagen waren, errichteten wir neue Gebäude, massiv, aus Steinen. Inzwischen stehen auch sie nicht mehr.
In einer Augustnacht 1964 näherten sich drei USA-Kriegsschiffe bis auf vier Kilometer der Küste und nahmen unsere Gemeinde unter Beschuß. Das Bersten der Geschosse war ohrenbetäubend, und die amerikanischen Leuchtraketen verbreiteten grelle Tageshelle. Die Bewohner waren kurz vorher alarmiert worden und konnten sich sowie ihr wichtigstes Hab und Gut in vorsorglich angelegten Schutzgräben in Sicherheit bringen. Kaum war der Kanonendonner verhallt, unternahm die Parteileitung eine Besichtigungsfahrt. Der eineinviertelstündige Angriff des Feindes hatte große Verwüstungen angerichtet. Zum Glück war jedoch niemand verletzt worden. Trotzdem kam die Parteileitung zu dem Schluß, daß die Schutzgräben verbessert werden müßten. Um vier Uhr früh fanden Versammlungen in den Wohngebieten statt, auf denen die Einwohner ihre Kampfentschlossenheit bekundeten. Bereits um fünf Uhr teilten die Fischerboote wie jeden Tag die heranstürmenden Wellen und gewannen das offene Meer.
Die Amerikaner wiederholten ihre Piratenangriffe noch mehrere Male. Die Bewohner des Ortes bebten vor Zorn. Sie wollten sich wehren. Doch womit? Dann kam die Nachricht, daß wir Kanonen bekommen würden. Einem mit dem vorangegangenen Geschehen nicht Vertrauten wäre in diesem Augenblick sicher unbegreiflich geblieben, wie eine solche Nachricht eine so große allgemeine Freude auslösen konnte. Das Eintreffen der Artillerie schließlich wurde zum Volksfest. Jeder wollten den Soldaten helfen. Die Dorfbewohner „pflasterten" die Sandwege der Dünen mit ihren Matten, damit die Geschütze nicht stecken blieben. Männer, Frauen und selbst Kinder spannten sich vor. Die Alten, die nicht mehr schieben oder ziehen konnten, feuerten die anderen an.
In der folgenden Nacht hielt die Erwartung alle wach. Und dann war es soweit. Den hellen Blitzen der Abschüsse folgte ein Bersten und Krachen, daß das Meer bis in die tiefsten Tiefen zu erbeben schien. Uns hatte noch nie ein Lärm so angenehm in den Ohren geklungen. Ein Piratenschiff sank etwa sieben Kilometer vor unserer Küste.
Später griffen Luftgangster unsere Gemeinde an. Die Detonationen der Bomben zerrissen uns schier das Trommelfell. Zum ersten Mal kämpften wir gegen amerikanische Flugzeuge. Die Miliz feuerte aus allen Rohren, aus Maschinengewehren, Gewehren und Maschinenpistolen.
Auf einer Versammlung würdigten wir dann den Mut und den Kampfgeist der Milizangehörigen – gingen aber auch kritisch noch einmal das Geschehen durch. Es waren noch zu viele Geschosse blindlings abgefeuert worden.
Beim nächsten Angriff kämpfte unsere Ge-

Besondere Form der Küstenfischerei, die von amerikanischen Piloten gar nicht geschätzt wird. ◀



Fabriken und Werkstätten unter der Erde gehören heute ebenso zum vietnamesischen Alltag wie unterirdische Schulen und Krankenhäuser.

meinde schon viel besser. Herr Hoa schoß mit zwei gutgezielten Feuerstößen aus dem Maschinengewehr eine RD 6 ab, die vier Kilometer vor unserer Küste ins Meer stürzte.
Der Krieg wird mit jedem Tag härter und heftiger. Die Parteileitung rief die Bevölkerung auf, rasch unterirdische Verteidigungsanlagen auszubauen. Genosse Chung, Mitglied der Parteileitung, war der erste, der sein Steinhaus abtrug, um mit dem Material Schutzbauten zu errichten. Je häufiger der Feind angriff, desto aktiver bauten die Bewohner ihre Schutzunterstände aus. Jede Familie nennt inzwischen mindestens drei Unterstände ihr eigen: einen für die Menschen, einen für die Haustiere, einen für Lebensmittel und andere Güter.
Alle Wohnhäuser im Ort wurden bereits zerstört. Aber die Menschen haben täglich drei Mahlzeiten und können sogar noch Fisch, Getreide und andere Lebensmittel an den Staat verkaufen. Alle Haushalte züchten Schweine, durchschnittlich 3 an der Zahl. Auch die Geflügelzucht wird viel stärker betrieben als vor dem Krieg. Darum sind auch die Bareinnahmen der Bevölkerung höher. 1964 betrugen die Spareinlagen in der Gemeinde durchschnittlich 22 Dong je Kopf, 1966 bereits 83 Dong.
Die Bewohner unserer Gemeinde lebten vor der Revolution in einem Zustand des Elends und der Rückständigkeit. Heute haben sie alle schon einige Stufen auf der Leiter der Bildung erklommen. Unter unseren Kindern sind zwei Diplomingenieure für Fischfang, ein Arzt mit Hochschul- und drei Ärzte mit Fachschulabschluß. Wir delegierten fünfzehn Studenten ins Ausland. Vier von ihnen sind schon wieder heimgekehrt und dienen der Heimat.
In unserer Gemeinde gibt es drei unterirdische Sanitätsstellen mit sieben in der europäischen sowie in der asiatischen Medizin ausgebildeten Mitarbeitern. Zwanzig Prozent des Gemeindehaushalts werden für den Ankauf von Medikamenten bereitgestellt. Unsere Sanitätsstellen können alle unkomplizierten Erkrankungen behandeln und stellen auch verschiedene Heilmittel für Wundbehandlungen selbst her. Sie besitzen eine Apotheke sowie Krankenbetten und Operationstische aus der DDR. In den letzten Jahren fanden hier Dutzende von Verwundeten Heilung und Genesung. Dreihundert Patienten können zu gleicher Zeit aufgenommen werden.
Jedes Wohnviertel hat darüber hinaus seinen Schutzunterstand für die Wöchnerinnen. Die Hebammen und Schwestern führen genau Buch über die Schwangeren und ihre voraussichtliche Niederkunft. Für sie ist die Arbeit besonders schwer; und eine Nacht werden sie wohl nie vergessen.
Es war am 15. Juli 1966. Da fielen die Bomben bis in den grauenden Morgen hinein. Ununterbrochen regnete es Leuchtraketen, die die Nacht taghell machten. Die Erde erzitterte unter den Einschlägen – und mitten in diesem Feuerwirbel mußten neun Frauen entbunden werden. Es gab kein Licht, und so mußten die Hebammen die Neugeborenen an den Eingängen der Schutzunterkünfte im Schein der Leuchtkugeln abnabeln.
In jener furchtbaren Nacht kamen fünf Jungen und vier Mädchen in unserer Gemeinde gesund zur Welt. Sie erblickten zum ersten Male unsere flammende und verwüstete, aber uns doch so unendlich teure Heimaterde.



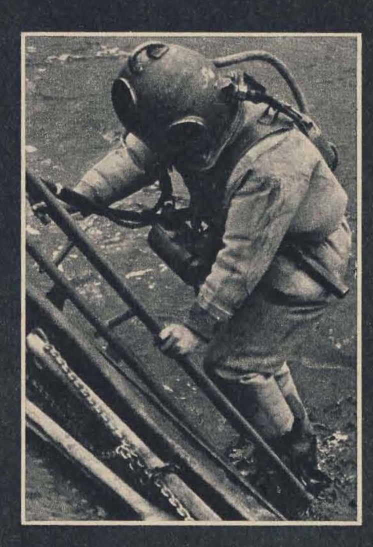
Immer wieder stehe ich
an der Taucherleiter.
Seit Tagen
beobachte ich das gleiche Bild:
Mit schwerem Tritt klettern die Taucher
die Leiter hinab
und gleiten ins Wasser.
In gleichmäßigen Abständen steigen
Luftblasen an die Wasseroberfläche.
Sie sind die einzigen
sichtbaren Lebenszeichen
der unter Wasser arbeitenden Genossen.
Die Arbeit der Taucher ist schwer
und gefahrvoll. Ihren Einsatz befiehlt
der Kommandeur des Bergungs-
und Schutzdienstes. Doch in jedem Falle
entschließen sie sich selbst,
wenn sie unter Wasser gehen.
Die Verantwortung für die eigene Person
nimmt ihnen kein Vorgesetzter ab.

Marine-taucher

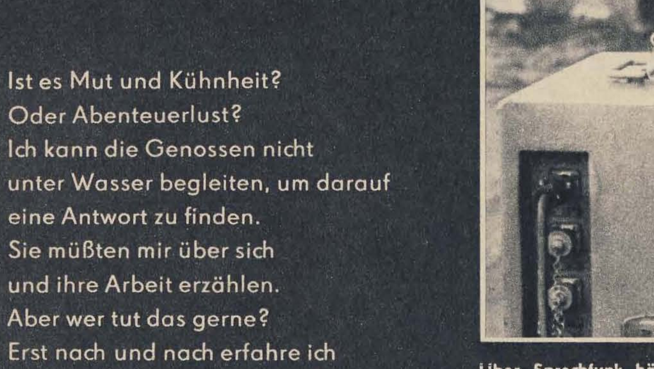
Von Major Ernst Gebauer



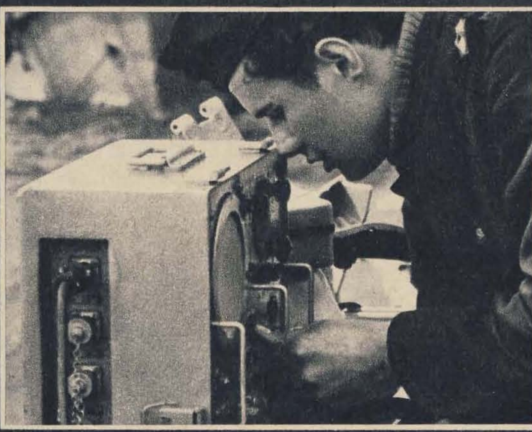
Schiffstechnisch läßt sich Obermeister Stepat (links) von Kapitänleutnant (Ing.) Wischer beraten.



Alle Tätigkeiten unter Wasser sind genau abgesprochen. Der Taucher klettert in sein Element.



Ist es Mut und Kühnheit?
Oder Abenteuerlust?
Ich kann die Genossen nicht
unter Wasser begleiten, um darauf
eine Antwort zu finden.
Sie müßten mir über sich
und ihre Arbeit erzählen.
Aber wer tut das gerne?
Erst nach und nach erfahre ich
einige Erlebnisse aus ihrer Arbeit.



Über Sprechfunk hält Stabsobermeister Balzer ständig enge Verbindung mit dem Taucher.

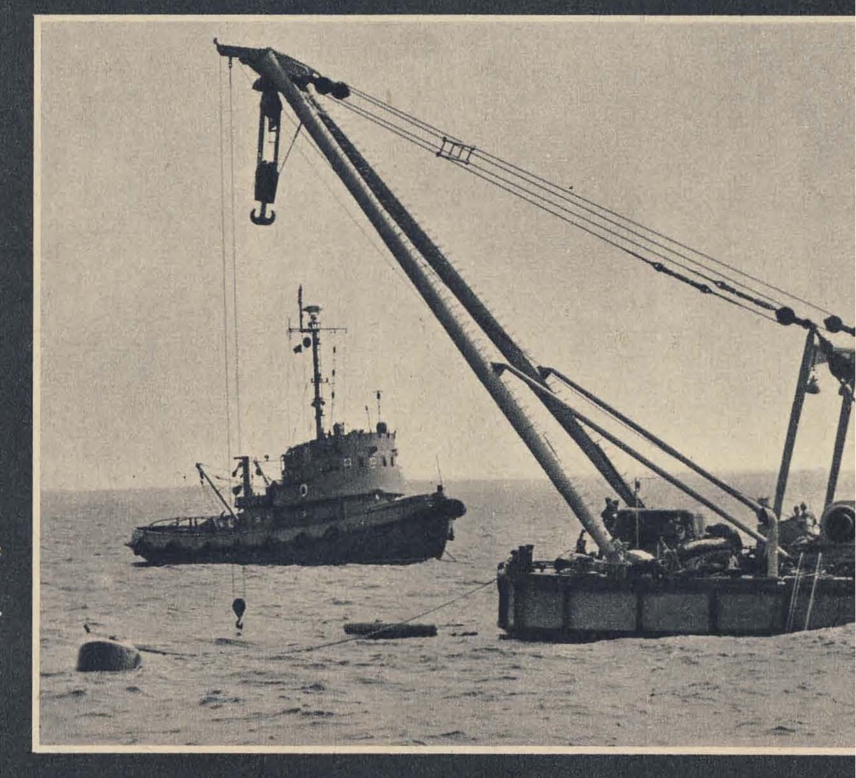


bermeister Stepat führt die Signalleine. Leicht gleitet sie ihm durch die Finger. Meter um Meter zieht sie Stabsmatrose Oeppert hinter sich her. Er soll den Schiffsboden untersuchen. Oeppert ist der jüngste und unerfahrenste aus der Gruppe. Zwar ist er als Pioniertaucher ausgebildet, aber damit ist er noch kein Marinetaucher.
Plötzlich spürt Stepat, daß die Leine locker in seiner Hand liegt, daß Oeppert nicht mehr daran zieht. Im gleichen Moment erklingt auf der anderen Seite des Schiffes ein gurgelnder Aufschrei. Stepat springt hinüber – und sofort über Bord. Oeppert ist aufgetaucht! Stepat packt ihn am Tauchgerät und hält ihn so lange über Wasser, bis ihnen von anderen Genossen geholfen wird. Was war geschehen?
Die Signalleine, die Oeppert mit Stepat verband, hatte sich um den Schiffsrumpf geschlungen und irgendwie verklemmt. In seiner Unerfahrenheit verlor Oeppert die Nerven. Er wurde aufgeregt, begann hastiger zu atmen, bekam aber aus dem leichten Tauchgerät nicht mehr genügend Luft. Deshalb tauchte er auf. Als er den Kopf aus dem Wasser steckte, nahm er gleich den Luftschlauch aus dem Mund, um besser atmen zu können. Doch die gestraffte Leine zog ihn zurück. Er schluckte viel Wasser und kappte deshalb die Leine ...
Das Vorkommnis läßt der Gruppe Stepat in den nächsten Tagen und Wochen keine Ruhe. Taucht Oeppert, dann nur zusammen mit Obermeister Stepat oder Obermaat Slavik. Sie führen ihn an einer zusätzlichen Sicherheitsleine. Das Flossenschwimmen üben sie mit ihm in der Freizeit. Auch am Sonntag taucht Slavik mit Oeppert. Als der Gruppenführer aus dem Urlaub kommt, präsentieren sie ihm eine genaue Unterwasserskizze von der Mole ihres Hafens.
Mit Hilfe seiner Genossen entwickelt sich Stabsmatrose Oeppert zu einem guten Marinetaucher. Die Gruppe Stepat wird im Frühjahr 1967 „Bestes Kollektiv“. Obermeister Stepat und Obermaat Slavik heften sich ihr zweites Bestenabzeichen an die Uniform.
Marinetaucher – ein verpflichtender Name. Man erwartet von den Genossen nicht nur, daß sie ins Wasser steigen, sondern daß sie auch schnell und zuverlässig arbeiten können.
Es ist Dezember, kurz vor Weihnachten. Durch das „Landtief“, eine schmale Fahrrinne vor der Ostküste Rügens, bewegt sich ein Schleppzug. An den Trossen hängt ein außer Dienst gestelltes Küstenschutzboot. Plötzlich sinkt das Boot. Wasser ist während der Fahrt durch eine undichte Luke in den Bootskörper gedrungen. Die Besatzung des Schleppers kann gerade noch die Trossen kappen und eine Katastrophe verhindern.
Der Bergungsdienst erhält kurzfristig die Aufgabe, das Wrack aus dem vielbefahrenen Schiffahrtsweg schnell zu beseitigen. Mit dem üblichen Stahlhebezylinder wäre das eine Arbeit für mehrere Tage. Korvettenkapitän Scholz,

◀
Vor dem Abstieg.
Obermeister Stepat (links)
weist den
Stabsmatrosen Oeppert
in die Arbeit ein.

Die Schiffe liegen am Platz
der Bergung vor Anker.
Jeder Genosse
kennt seine Verantwortung.

So sieht der Taucher
seinen Kameraden,
der den Luftschlauch
am Helm anschließt.
▼





der Kommandeur, hat jedoch einen Vorschlag, wie man Zeit sparen und großen Transportaufwand vermeiden kann. Er berät sich mit Stabsobermeister Balzer und Obermeister Stepat, die für diesen Einsatz vorgesehen sind.

Die Genossen einigen sich, flexible Treibstoffbehälter als Hebetanks zu benutzen. Jawohl, das müßte gehen! Warum sollen deren Vorzüge – geringes Gewicht trotz großen Volumens – nicht auch bei Bergungsarbeiten nützlich sein?

Am frühen Morgen tauchen Balzer und Stepat in die kalten Fluten. Sie verzichten auf das zeitaufwendige Unterfangen des Schiffes mit Trossen. Dafür haben sie schon nach kurzer Zeit im Vorschiff und achtern zwei Räume ausgemacht, in denen die aufblasbaren Behälter Platz finden können. Nachdem alle darin befindlichen spitzen Gegenstände entfernt sind, bringen die beiden Genossen die Gummibehälter hinunter und schließen die Luftschläuche an. Die Kompressoren beginnen zu arbeiten...

Ein Wintertag ist kurz. Aber noch bevor die Sonne untergeht, schwimmt das Wrack schon an der Wasseroberfläche.

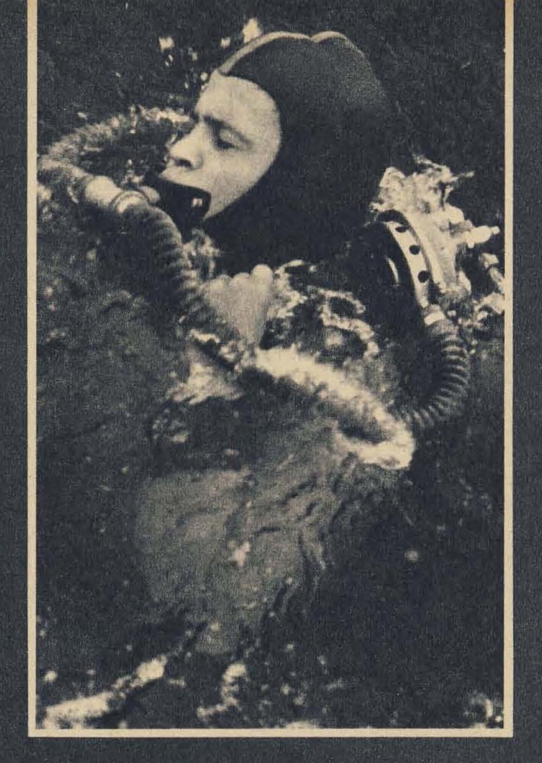
Die Methode hat sich bewährt. Sie wird als Neuerervorschlag von der vorgesetzten Dienststelle bestätigt. Auf der „Messe der Meister von Morgen" wird das Verfahren an einem Modell demonstriert.

Doch nicht immer geht die Arbeit so flott von

der Hand wie in diesem Falle. Manche Wracks liegen so ungünstig auf Grund, daß es Tage dauert, bis sie überhaupt erst in eine für die Bergung günstige Lage gebracht werden können. Stundenlang müssen dann die Taucher arbeiten, um die Trossen anzuschlagen.

So ist es auch, als ein außer Dienst gestelltes und zur Verschrottung vorgesehenes MLR-Schiff im Hafen auf Grund geht und verkantet. Das Wrack blockiert einen wichtigen Teil des Hafens. Bis zur Gürtellinie stehen die Taucher im Schlamm des Hafenbeckens, der durch jede Bewegung neu aufgewirbelt wird. Niemand sieht etwas. Mit den Händen tasten die Taucher den Schiffskörper ab und suchen geeignete Stellen, wo sie die Leinen befestigen können. Nach einigen Tagen haben sie auch dieses Wrack an die Wasseroberfläche zurückgeholt, haben sie wertvolles Schrottgut sichergestellt.

Das Taucherkommando erhält vom Chef der Flottille eine Prämie von 200 Mark. Die Genossen haben sie sich sauer verdient. Doch am folgenden Tag, beim Morgenappell, schlägt der FDJ-Sekretär, Obermaat Slavik, den Genossen vor, die Prämie auf das Solidaritätskonto für Vietnam zu überweisen. Er braucht nicht viele Worte zu machen: Alle Genossen sind einverstanden.



▲ **Jeder Taucheinsatz erfordert neue Anstrengungen. Obermaat Hach, hier mit dem leichten Tauchgerät, beim Eintauchen in das nasse Element . . .**

. . . und kurz nach dem Auftauchen. ◀

LEONID SOBOLEW

Die Braut

An den Tagen, an denen im Krankenhaus Ljuba Dienst hatte, waren wir alle in großartiger Stimmung. Warm und lebensprühend kam sie frühmorgens auf ihren weichen Turnschuhen in den Saal geweht – ein unerhörbarer, aber sichtbarer Sonnenstrahl. Die Froströte brannte noch wie eine kalte Flamme auf ihren Wangen, die lachlustigen, fast kindlichen Augen blitzten lebhaft, und der beinamputierte Major vom letzten Bett verkündete unweigerlich:

„Mädchenwangen wie Rosen prangen . . . Ljubalein, es scheint wohl, wir werden weiterleben müssen?" „Aber sicher!" antwortete sie und hauchte auf die verfrorenen Finger.

Dann stand sie, die Hände auf dem Rücken, an den großen schwarzen Ofen gelehnt – eine weiße, dünne Gestalt, deren sachlicher Ernst kindlich wohltuend und rührend war. Während sie sich die Hände wärmte, plapperte sie mit einer Geschwindigkeit von tausend Wörtern in der Minute über alles und jedes: über den morgendlichen Heeresbericht, und was mit dem feuchten Brennholz passiert sei, und was in der Küche zum Mittagessen gekocht werde, und gestern abend der Film – und das Stöhnen wurde leiser, die schmerzverkrampften Gesichter lösten sich, durch die bis zum Überdruß fade Krankenhausluft wehte es frisch, der Kummer ließ nach, und die Gedanken wurden freundlicher.

Dann legte Ljuba die dünnen Finger an den Hals, um festzustellen, ob sie schon warm seien, ihr grades Näschen krauste sich bekümmert, sie überflog den Krankensaal mit dem flinken Blick einer Hausfrau, die überlegt, womit sie anfangen solle – und kam dann zu den Betten.

Sie verstand es, alles, was sie tat, flink und liebevoll zu tun – einem den Kopf zu waschen, ohne daß ein Tropfen auf das Kissen fiel, einen verrutschten Verband zurechtzurücken, einen Brief zu schreiben für jemand, der seiner Hände oder Augen nicht mächtig war, rechtzeitig eine beginnende Verschlimmerung festzustellen und den Arzt zu rufen, in Stunden der Gefahr zäh und leidenschaftlich um das Leben eines Verwundeten zu kämpfen, sie konnte trösten und aufrichten, wo einer die Ruhe verloren hatte, und ihn beruhigen, bis er in einen stillen, die Seele erlösenden Schlaf sank.

Wir alle hatten sie gern, und vielleicht waren wir auch alle in sie verliebt. Aber die Eifersucht hatte zu unserem Saal keinen Zutritt. Und wenn sich Ljuba in einer freien Minute zu einem von uns ans Bett setzte und mit ihm Karten spielte, dann wußten wir alle, daß es diesem einen heute besonders schwer ums Herz war, schwerer als den anderen.

An jenem Tag war ich mit gutem Recht erster Anwärter auf das Kartenspiel. Nachts hatte ich nicht schlafen können, hatte mir aus Gründen, die nichts mit dieser Erzählung zu tun haben, schwere Sorgen gemacht, und am Morgen konnte ich auf Ljubas Gruß nur ein Lächeln vortäuschen, an dem freilich die Augen nicht teilhatten. Es war erstaunlich, wie diese junge Frau in einer fremden Seele den Mißklang spürte. Sie warf nur einen kurzen Blick auf mich, aber als sie den Rundgang beendet hatte, kam sie an mein Bett, das Kartenspiel in der Hand.

Doch diesmal wurde nichts aus dem Spiel. Ihre kindlichen Mundwinkel waren herbe herabgezogen, die sonst so lustigen Augen blickten traurig, und plötzlich wollte es mir scheinen, daß Ljuba alt, sehr alt sei. Die Karten blieben unberührt liegen, die Pikzehn, das Symbol des Schmerzes, hob sich dunkel von der weißen Bettdecke ab, und wir sprachen miteinander.

Ihr Mann, Hauptmann bei den Panzertruppen, ein tapferer Krieger und Ordensträger, war vermißt. Seit einem Monat hatte sie keinerlei Nachricht von ihm. Einen langen Monat war diese Frau wie ein lachender Sonnenstrahl zu uns hereingeflogen, während es in ihrer Seele bohrte, während sich ihr Herz zusammenkrampfte und sie nachts im Gemeinschaftszimmer leise weinte, bemüht, die Kameradinnen nicht zu wecken.

Gestern hatte sie einen Freund ihres Mannes getroffen, einen hohen Kommandeur der Panzertruppen. Er hatte ihre Hand in die seine genommen und gesagt: ▶

„Ljuba, ich will dir nichts vormachen. Pawel ist im Kessel geblieben. Alle andern haben sich durchgeschlagen, nur er ist nicht zurückgekommen." Er ließ sie gar nicht erst zum Weinen kommen und drückte ihre Hand. „Ruhig, Ljuba. Er kann noch zurückkehren. Verstehst du — du mußt warten. Das ist natürlich eine große Kunst, zu warten. Ich versprech' dir aber, daß ich dir sage, wenn du nicht mehr zu warten brauchst."
Ich sah Ljuba an und suchte in mir die Kraft, die in dieser Frau steckte. Vor ihrem Schmerz vergaß ich den eigenen, aber Worte — Worte des Trostes und der Ermutigung, die sie so freigebig an uns alle verschenkte — konnte ich in meiner egoistischen Männerseele nicht finden.
Der Major im letzten Bett begann zu stöhnen, er hatte wieder die qualvolle Illusion, daß die Fersen seiner amputierten Beine juckten. Ljuba sprang auf und glitt leicht wie ein Schatten zu ihm hin. Und wieder blickten ihre Augen wie sonst, und das Leid, das eigene Leid, trat vor dem fremden zurück. Und niemand im Krankensaal merkte, welchen Kummer ihre schmalen, fast kindlichen Schultern schleppten.
Bald darauf wurde ich vorübergehend in ein anderes Lazarett gebracht. Eine Woche später kam ich in den alten Krankensaal zurück. Viele Bekannte traf ich nicht mehr an, neue Verwundete waren hinzugekommen; neben mir lag eine riesige reglose Puppe aus Mullbinden.
Es war ein Panzermann, dem Brust und Gesicht verbrannt waren. Alles, was an einem menschlichen Gesicht brennen kann, war an ihm verbrannt: Haare, Brauen, Wimpern, sogar die Haut. In dem weißen Mull funkelten die gewölbten schwarzen Gläser einer übergroßen Brille. Die Brille ließ keinen Lichtstrahl durch, sie schützte nur die wie durch ein Wunder unversehrt gebliebenen Augäpfel vor der Berührung mit den Mullbinden. Weiter unten war geschickt eine Öffnung für den Mund gelassen. Von hier kam unsichtbar die menschliche, lebendige Rede, der einzige Mittler seines Denkens und Fühlens.
Der Panzermann kämpfte mit seinem langen und langsamen Schmerz. Jede Erneuerung der Verbände war eine Qual, aber er wollte leben. Er wollte von ganzem Herzen leben und sich wieder in den Kampf stürzen. Dieser Wille zum Leben glühte in seinen schwer verständlichen Worten, im Stammeln seiner verbrannten Lippen.
Er sprach gern. In seiner dunklen und einsamen Welt sehnte er sich nach menschlicher Gemeinschaft. Dumpf und sonderbar kamen die Worte aus dem reglosen Mullbündel, und nachdem ich gelernt hatte, diese verwundeten, verstümmelten Worte zu verstehen, hörte ich Ruhm, Haß und Sieg, hörte ich Kampf und Tod, Träume und Hoffnungen, Geständnisse und Beichten — alles was ein zweiundzwanzigjähriger Mann, der vor dem Gespenst der Einsamkeit flieht, einem Freund mitteilen kann. Ja, einem Freund — denn bis zur Nacht hatten wir Freundschaft geschlossen, jene jähe und starke Freundschaft, die während eines Kampfes oder einer Krankheit entsteht.
Gegen Morgen, als es noch dunkel war, wachte ich auf. Der Krankensaal atmete schwer, nur manchmal durchbrach ein Stöhnen das unruhige Atmen der starken, im Kampf gefällten Männerleiber. Und weil auf dieses Stöhnen hin kein lautloser weißer Schatten hereinglitt, schloß ich, daß nicht Ljuba Nachtdienst hatte. Wahrscheinlich wachte die zweite Schwester, Fenja, eine unschöne und nicht mehr junge Frau, die schnell ermüdete und nachts oft auf einem Stuhl neben dem Ofen einschlief. Ich stand auf, um draußen eine Zigarette zu rauchen, und als der Panzermann mich hörte, bat er, ihm etwas zu trinken zu geben (es klang bei ihm merkwürdig — wie druiken). Ich fürchtete, ihm weh zu tun, und wollte die Schwester wecken.
„Nicht doch", sagte er, „nicht nötig."
Behutsam goß ich aus einer Schnabeltasse ein paar Schlucke in die Öffnung und machte natürlich den ganzen Mull naß. Verlegen entschuldigte ich mich.
„Macht nichts", sagte er und lachte, wobei er das Lachen durch leise Unterbrechungen im Atem kenntlich machte. „Das kann nur sie ... als ob man selber trinkt ... mit den Lippen."
„Wer ist das: sie?"
„Meine Braut."
Und ich bekam eine seltsame Liebesgeschichte zu hören.
Er sprach von einer Frau, die er nie gesehen hatte und auch nicht sehen konnte und die er mit dem alten russischen Kosewort „mein Seelchen" bezeichnete. So hatte er sie schon am ersten Tag genannt, und so nannte er sie auch jetzt noch, weil seine verbrannten Lippen ihren Namen nicht aussprechen konnten. Natürlich Ljuba, dachte ich. Der Name konnte bei ihm tatsächlich grotesk klingen: Ljua, Ljuscha.
Er sprach von ihr mit großer Zärtlichkeit, mit Stolz und — wie sonderbar es auch klingen mag — mit Leidenschaft. Er träumte laut vor sich hin, erriet ihr Gesicht, ihre Augen, ihr Lächeln, und ich war verblüfft von dieser seherischen Kraft der Liebe, die das Bild der Geliebten erahnt. Mit gesenkter Stimme gestand er, daß er ihr Haar kenne, wuschliges, duftiges Haar, das unter dem Kopftuch hervorquoll — er hatte es einmal berührt, als er ihr mit seinen blinden Fingern helfen wollte, das Futteral des Fieberthermometers aufzuheben, das hinter das Nachttischchen gefallen war. Er sprach von ihren Händen, guten, starken, behutsamen Händen, die er stundenlang in den seinen hielt, wenn er ihr von sich erzählte, von den Kämpfen, von der Explosion des Panzers, von seiner Einsamkeit und dem furchtbaren Leben eines Krüppels, das ihn erwartete.
Er vertraute mir all ihre zärtlichen Worte des



Illustration: Wolfgang Würfel

Trostes und der Hoffnung an, ihre Zuversicht, daß er wieder sehend werde, daß er leben und von neuem kämpfen könne, und ich meinte, Ljubas Stimme zu hören. Ganz im Flüsterton sagte er mir, daß morgen der entscheidende Tag sei: der Professor habe versprochen, ihm die Brille abzunehmen, und vielleicht werde er anfangen zu sehen. Davon habe er „Seelchen" aber nichts gesagt, denn es könne ja auch mißlingen. Sie sollte sich nicht quälen. Wenn es mißlinge, dann könne man eben auch nichts machen, ihr Gesicht kenne er ja ohnehin: schön sei es und zärtlich, er sehe ihre Augen und die Liebe darin. Weiter habe sie ihn zu einer schwierigen Operation überredet, die ihm Augenbrauen, Wimpern und rosige Haut wiedergeben solle. Er wisse, mit wieviel Schmerzen er sich dieses neue Gesicht erkaufen müsse, aber er nehme alles auf sich seiner Braut zuliebe.
Ja, seiner Braut. Stolz wiederholte er dieses Wort. Ihr Mann sei an der Front gefallen, erst ganz kürzlich, sie stehe jetzt ebenso wie er allein da und sei noch unglücklicher als er, denn er habe ja nur sein Gesicht verloren, sie aber den geliebten Mann. In den langen Näch-

ten hatten sie sich alles voneinander erzählt, und die Liebe war in den Krankensaal eingezogen, in dem der Tod schwebte, und das Leben, das sie mit sich brachte, half ihm, sich selbst zu besiegen. Er habe sich ja erschießen wollen – was für einen Sinn habe schließlich das Leben für einen wie ihn?
Sie hatte gesagt: „Mir ist ganz gleich, was mit deinem Gesicht wird. Ich liebe dich – nicht dein Gesicht, verstehst du ..."
Und er fing an zu weinen. Ich merkte es daran, daß durch seine Brust ein Schütteln ging und der Atem stockend herauskam.
Ich störte ihn nicht dabei, legte mich still in mein Bett zurück und dachte an Ljuba.
Ihr merkwürdiges Geschick bestürzte mich. War das wirklich Liebe, die unerklärliche Liebe einer großen Frauenseele, oder war es zärtliches Mitleid, das der Liebe zuweilen so sehr gleicht? Oder vielleicht – geteiltes Leid, der Schock des Verlusts, ein wiedergefundenes Phantom des Verlorenen: Panzermann, Held, Krieger ... Ich wartete auf den Morgen und die Ablösung der Nachtschwester, um in Ljubas erstem Blick alles zu lesen – in Augen wie den ihren war leicht zu lesen. Mit diesen Gedanken schlief ich ein.
Ich erwachte spät. Aus den vertrauten Anzeichen des Krankenhaustages ersah ich, daß die Schwestern sich schon abgelöst hatten, allerdings war Ljuba nicht im Saal. Ich trat zu dem Panzermann und fragte, wie es ihm gehe.
„Wunderbar", antwortete er, „sie erkundigt sich eben, wie es mit dem Verband steht. Hör mal, sag bloß kein Wort vom Professor zu ihr. Ach, ob ich heute wirklich sehen soll?"
An seiner Stimme merkte ich, daß er lächelte. „Sie ist doch wunderschön, du kennst sie ja ..."
„Wunderschön, gewiß", antwortete ich.
Und wieder sprach er davon, daß er sie heute sehen werde. Plötzlich hielt er inne und wurde still, denn er hörte Schritte – leichte Schritte in weichen Turnschuhen, und es mutete seltsam an, wie er durch die vielen Binden hindurch, mit denen sein Kopf umwickelt war, diese Schritte erkannte. Oder war es das feine Ohr der Liebe?
„Sie ist es", sagte er mit zärtlicher Innigkeit, „mein Seelchen."
Ich drehte mich um. Aber es war Fenja, die eintrat und die wahrscheinlich nach dem Nachtdienst aufgehalten worden war. Ich wollte ihm zu erkennen geben, daß er sich geirrt hatte, und sagte:
„Guten Tag, Fenja, ist Ljuba bald fertig?"
„Guten Tag, na, wieder bei uns?" sagte sie. „Ljuba ist weggefahren, sie hat von ihrem Mann Nachricht, er ist verwundet ..."
Und sie setzte sich zu dem Panzerfahrer.
„Kolja, Liebster", sagte sie zärtlich, „nimm deine Kraft zusammen ... Heute ist Verbandwechsel ..."
Er streckte ihr krampfhaft seine Rechte entgegen, und sie ergriff sofort die Hand des Kriegers, der dem Tod ins Antlitz gesehen hatte und nun im Vorgefühl des Schmerzes erzitterte. Offenbar war der Verbandwechsel unerträglich qualvoll. Sie bedeckte diese Hand mit ihrer anderen Hand, und ein großes, vielbedeutendes Schweigen stand um die beiden. Sie strich ihm leise über die Finger, streichelte jeden einzelnen, und in ihren Augen, die auf die schwarzen Brillengläser geheftet waren, schwamm wie ein warmer und langsamer Strom die Liebe.
Ich sah Fenja ins Gesicht – ein Durchschnittsgesicht, wie man es täglich sieht und mit gleichgültigem Blick streift. Aber die erstaunliche Veränderung in diesem Gesicht überraschte mich. Das nicht mehr junge, müde, doch von der Kraft der Liebe beseelte Gesicht einer russischen Frau und Mutter war schön, erfüllt von Glauben und trauriger Zärtlichkeit. Dann kamen ihr Tränen in die Augen, und sie wandte leise den Kopf ab, damit die Tränen nicht auf seine Hand fielen. Doch er spürte die leise Bewegung und wurde unruhig.
Und – etwas ganz Erstaunliches – Fenja begann lebhaft und lustig zu plaudern, und dabei flossen ihr die Tränen unaufhaltsam übers Gesicht, tiefes Leid verzerrte den Mund, aus dem die heiteren Scherzworte flogen. Dann wandten sich ihre Augen zur Tür, und eine hoffnungslose stumme Qual stand in ihnen.
Ich drehte mich um. Eine Bahre wurde hereingerollt. Ich folgte ihrem Blick und verstand die Tränen. Es war die Vorahnung der kommenden Schmerzen.
Der Panzermann wurde auf die Bahre gelegt. Fenja ging nebenher und hielt seine Hand. Ich begleitete die beiden. An der Tür des Verbandraums blieb sie stehen, und die Kräfte verließen sie. Sie lehnte sich gegen den Türrahmen und ließ ihren Tränen freien Lauf. Ich nahm sie bei der Hand. Fenja blickte mich an.
„Iwan Saweljewitsch hat heute gesagt ... Iwan Saweljewitsch hat gesagt ..."
Sie konnte nicht sprechen.
„Ich weiß", sagte ich, „aber warum vorher aufregen ... Bestimmt wird er sehen ..."
Sie schüttelte heftig den Kopf wie vor Schmerzen.
„Mich wird er sehen ... Was taug ich schon für ihn ... so wie ich bin ... Was er sich alles über mich ausgedacht hat, wozu nur ... ‚Wunderschön', sagt er, ‚wunderschön' ... Was bin ich schon für eine Schönheit ... Lassen Sie mich", schrie sie plötzlich unterdrückt auf und preßte das Ohr an die Tür des Verbandraumes.
Von drinnen hörte ich Iwan Saweljewitschs gutgelaunte Stimme: „Genug, fürs erstemal ist's genug, noch eine kleine Woche bleiben wir im Dunkeln." Fenja wurde bleich – eine furchtbare Blässe der Verzweiflung – und lief schnell den Korridor entlang.
Danach hat sie niemand im Lazarett mehr gesehen. Später erfuhren wir, daß sie in ihre Heimat gereist war.

Aus dem Russischen von Hilde Angarowa

NVA DIENST-LAUFBAHNEN



Pioniere

Die Pioniere sind eine Spezialtruppe der Nationalen Volksarmee. Ihr Einsatz dient den Truppenteilen der Landstreitkräfte dazu, die Gefechtsaufgaben zu erfüllen. Bei Angriffshandlungen sichern die Pioniere die ununterbrochene Bewegung und reibungslose Versorgung der Truppen, im Verteidigungsgefecht gewährleisten sie dessen Stabilität. Die Pioniertruppen sind hoch technisiert, die manuelle Arbeit wurde auf ein Minimum reduziert. Während im zweiten Weltkrieg etwas mehr als 10 PS auf einen Pioniersoldaten kamen, sind es heute 80 PS. Die Pioniere setzen Straßen instand, bauen Brücken und Stellungen, gewährleisten die Übersetzbewegungen der Truppen über Wasserhindernisse, räumen und verlegen Minen, werden zum Sprengdienst eingesetzt, betreiben Pionieraufklärung, führen Taucherarbeiten durch, werden zur Beseitigung der Folgen von Kernwaffenschlägen herangezogen und lösen andere Aufgaben. Sie sind mit einer Vielzahl moderner technischer Großgeräte ausgestattet, darunter Autograder, Bau- und Straßenbaumaschinen, Planierraupen, Brückenlegegeräte, Spurbahnelemente, Schwimmfahrzeuge, Pontonparks, Großraumfähren, Wasserfilterstationen, Geräte zum Suchen, Räumen und Legen von Minen, Tiefbaumaschinen, Auto- und Grabenbagger usw. Die Pioniertruppen sind ein unentbehrlicher Bestandteil der Landstreitkräfte und aus dem allgemeinen Aufbau einer modernen Armee nicht wegzudenken.

OFFIZIERE, Pionier-Zugführer

Anforderungen

Die Offiziersbewerber müssen der Arbeiter-und-Bauern-Macht der DDR treu ergeben und bereit sein, als Berufssoldat zu dienen. Schulische und berufliche Voraussetzungen: Abitur oder Abschluß der 10. Klasse mit Facharbeiterbrief als Kfz.-Schlosser, Maschinist für Transport- und Hebezeuge, Maschinenbauer, Montageschlosser im Fahrzeugbau, Baumaschinist, Traktoren- und Landmaschinenschlosser, Binnenschiffer, Tiefbauer, Betonbauer, Zimmerer, Sägewerker, Maurer, Elektromonteur o. ä. Tauglichkeitsstufe I oder II (mit Einschränkungen). Das Höchstalter beträgt 23 Jahre. Nach Möglichkeit sollen die Bewerber an der vormilitärischen Ausbildung der GST teilgenommen haben und schwimmen können; erwünscht ist die Fahr-

erlaubnis der Klasse III oder V bzw. die Binnenwasserstraßenfahrerlaubnis und der Berechtigungsschein für Hebezeuge.

Ausbildungsweg

Die Ausbildung erfolgt in einem dreijährigen Direktstudium an der Offiziersschule der Landstreitkräfte „Ernst Thälmann" (Objekt Zittau) und umfaßt u.a. folgende Fächer: Dialektischer und historischer Materialismus, Politische Ökonomie, Geschichte der Arbeiterbewegung und Militärgeschichte, Politische Führung und Erziehung, Mathematik, Physik, Chemie, Russisch, Pädagogik/Psychologie, Taktik-, Schieß- und Nachrichtenausbildung, Militärtopographie, Pioniermäßige Sicherstellung des Gefechts, Pionierfahrausbildung, Brückenbau/Übersetzen, Feldbefestigung, Sprengdienst, Statik/Festigkeitslehre, Bautechnische Grundlagen, Baustoff-, Vermessungs- und Motorenkunde, Pioniermaschinen und Pioniergeräte, Militärische Körperertüchtigung.
Das Studium beginnt mit der militärischen Grundausbildung, danach folgt die spezielle Einzel- sowie die Ausbildung zum Gruppen- und Zugführer; es schließt ab mit der Vermittlung von Kenntnissen für die Dienststellung eines Kompaniechefs. Ferner werden die Offiziersschüler mit den Aufgaben und Einsatzmöglichkeiten aller Waffengattungen der Landstreitkräfte sowie der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung, der Volksmarine und der Grenztruppen vertraut gemacht. Das Studium enthält Praktika in den Truppenteilen.
Mit erfolgreichem Studienabschluß ist der Offiziersschüler Ingenieur für Pionierwesen und wird zum Unterleutnant ernannt; gleichzeitig erhält er die zivilberufliche Qualifikation eines Ingenieurs für Hoch- und Industriebau.

Einsatz in der Truppe

Die Absolventen werden als Zugführer eines Pionierzuges eingesetzt. Mit der Übernahme dieser Funktion sind sie voll verantwortlich für die Führung, Erziehung und Ausbildung ihrer Unterstellten.

Perspektiven

Nach entsprechender Truppenpraxis als Zugführer bestehen Entwicklungsmöglichkeiten zum Kompaniechef oder für eine gleichgestellte Funktion. Interessierte und befähigte Zugführer können nach einer speziellen Qualifizierung auch als Polit-Offizier eingesetzt werden. Später ist der Besuch einer Militärakademie möglich und danach die Übernahme höherer Kommandeursfunktionen bzw. Stabsdienststellungen.

UNTEROFFIZIERE, Technischer Gruppenführer der Pioniertruppen

Anforderungen

Die Bewerber müssen bereit sein, ihrem sozialistischen Vaterland treu und mindestens drei Jahre freiwillig als Soldat auf Zeit zu dienen. Schulische und berufliche Voraussetzungen: Abschluß der 10. Klasse der Allgemeinbildenden polytechnischen Oberschule oder 8-Klassen-Abschluß mit Facharbeiterbrief. Tauglichkeitsstufe I oder II (mit Einschränkungen). Die Bewerber müssen im Besitz der Fahrerlaubnis der Klasse V sein. Nach Möglichkeit sollen sie an der vormilitärischen Ausbildung der GST teilgenommen haben.

Ausbildungsweg

Nach einer vierwöchigen militärischen Grundausbildung werden die Bewerber zum Unteroffiziersschüler ernannt und für fünf Monate in einen Unteroffiziers-Ausbildungs-Truppenteil versetzt. Dort lernen sie zunächst die wichtigsten Tätigkeiten eines Pioniers, die er im Gefecht benötigt; in der zweiten Phase erfolgt die Ausbildung in den technischen Spezialfächern sowie die Vorbereitung der Unteroffiziersschüler für ihre Aufgaben als militärischer Führer, Erzieher und Ausbilder. Das geschieht u. a. in den Fächern: Politische Schulung, Gefechtsdienst, Methodik- und Taktikausbildung, Militärische Körperertüchtigung, Exerzier-, Schieß-, Sanitäts- und Schutzausbildung, Dienstvorschriften, Militärtopographie, Technische Grundlagenausbildung, Technische Ausbildung. Mit erfolgreichem Abschluß erhalten die Unteroffiziersschüler die Bedienungsberechtigung für Dieselrammen, Autobagger, Elektrokraftstationen, Wasserfilterstationen, Sägegatter und Stromerzeugungsaggregate. Nach der Ernennung zum Unteroffizier werden sie in der Regel wieder in ihren Stamm-Truppenteil zurückversetzt.

Einsatz in der Truppe

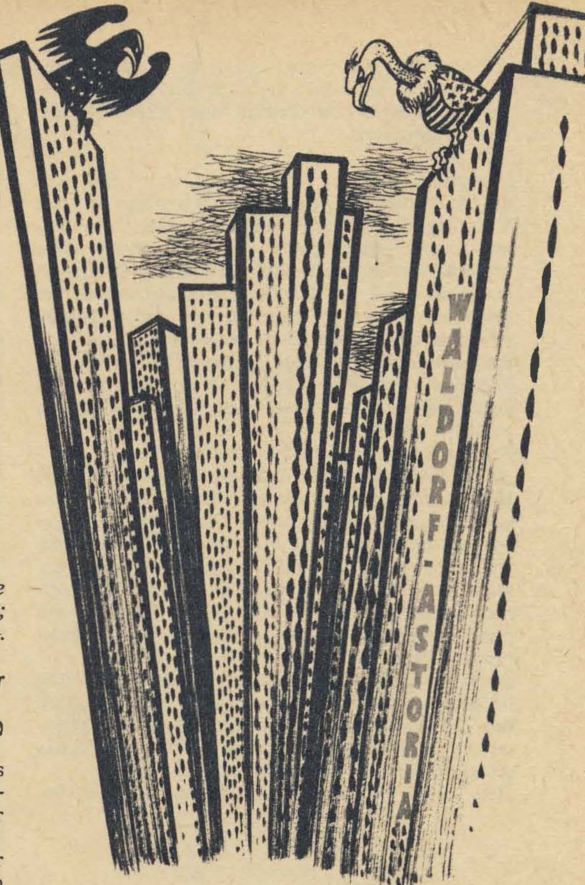
Die Absolventen werden als Führer einer Pioniergruppe eingesetzt, die mit verschiedenartiger Pioniertechnik ausgerüstet ist. Mit der Übernahme dieser Funktion sind sie voll verantwortlich für die Führung, Erziehung und Ausbildung ihrer Unterstellten sowie für den richtigen taktisch-technischen Einsatz der Pioniertechnik und deren Pflege und Instandsetzung.

Perspektiven

Im Dienstverhältnis als Soldat auf Zeit können sich die Unteroffiziere als Gruppenführer (Feldwebel) weiter entwickeln. Sofern sie an einem entsprechenden Qualifizierungslehrgang teilnehmen und sich als Berufssoldat verpflichten, können sie Hauptfeldwebel, Zugführer, Schirrmeister (Pi) bzw. Sachbearbeiter werden.
Beim ehrenvollen Ausscheiden aus dem aktiven Wehrdienst können die entlassenen Soldaten auf Zeit die Rechte der Förderungsverordnung in Anspruch nehmen.

Verwandte und Bekannte

Von Oberstleutnant Heinz Huth



Zeichnungen: Klaus Arndt

Das „Hotel Amerika"

„Ich finde diese ungeheuren Häuserberge schöner, ergreifender als den Mont Blanc; denn von alldem können wir sagen ... diese Kolosse haben wir errichtet."
„Ich wußte nicht, Majorie, daß Sie der Gewerkschaft der Maurer angehören."

(Maria Leitner: „Hotel Amerika")

Wer bei ihm Quartier nimmt, bekommt gratis auf den Nachttisch die Bibel und als Nachtisch den Memoirenband: „Die Welt bei mir zu Gast."
Und in der Tat! Das Verpflegungsarsenal einer ganzen NATO-Armee könnte seine Küchen nicht ausreichend versorgen; rund 90 000 Betten stehen auf fünf Erdteilen unter seinen Dachgärten.
Die „Maurer" indes zählen kaum zu seinen Gästen; denn er gewährt nicht schlechthin Quartier; seine Hotels versprechen nicht lediglich Komfort; sie bieten Luxus – von prächtigen Ballsälen bis zu Appartements mit Eiswasser-Leitungen für Mixgetränke.
Noch an die Spitze seiner über 80 Luxus-„herbergen" aber stellt Conrad Hilton das Waldorf-Astoria-Hotel in New York. Das „berühmte Waldorf-Astoria", wie die kapitalistische Presse kurz, aber ehrfürchtig schreibt.
Der Name geht auf Johann Astor aus Waldorf bei Heidelberg zurück. Er begründete einst mit Grundstücksspekulationen auf dem Boden des künftigen New Yorks ein riesiges Familienvermögen. Und jene Tradition deutsch-amerikanischer Zusammenarbeit, in der die „Maurer", die die Zeche nicht bezahlen können, die Zeche dennoch zu bezahlen haben, offenbart sich nicht nur im Namen des berühmtesten Hotels der kapitalistischen Welt.
Das Waldorf-Astoria ist der inoffizielle Palast der inoffiziellen Hauptstadt New York. Hier gibt auch der Gouverneur des Staates New York Empfänge, jener Nelson Rockefeller, dessen Standard Oil gemeinsam mit der deutschen IG-Farben im zweiten Weltkrieg an jedem Liter Flugbenzin der amerikanischen Bomber verdiente.
Als berühmtesten boarding-house-Gast, d. h. als ständigen Mieter eines Appartements mit Hotelbedienung, kann das Waldorf-Astoria auf den US-Präsidenten Hoover verweisen, auf jenen Hoover, der nach dem ersten Weltkrieg mit den Mitteln des Hungers die Revolutionen in Europa bekämpfte.
In der Präsidenten-suite des Waldorf-Astoria wohnte auch Kanzler Konrad Adenauer.
Und das Waldorf-Astoria kennt auch jener Mann, der bei der Besetzung der führenden Stellung der führenden (kapitalistischen) deutschen Bank sagte: „Ich vertraue auf ...

... die Rangfolge des Alphabets"

„Ihre Propaganda leuchtete uns jungen Männern ein. Ordnung zu schaffen! ... Ich will Ihnen gestehen, daß ich mir den Kriegsschauplatz drüben wie einen durcheinandergeratenen Kolonialwarenladen vorgestellt habe ... Das Verdorbene wegwerfen, das Gute aufheben, und die Ordnung war geschafft. Leider stellte es sich

heraus, daß alles nicht so einfach war, und es mußten uns auch Zweifel aufsteigen, ob wir tatsächlich den ‚letzten Krieg' ausfochten."

Dezember 1949. Es ist durchgesickert, daß sich ein bekannter Deutscher inkognito in den Vereinigten Staaten aufhält. Aber alle Bemühungen, den Mann in New York oder Washington aufzufinden, verlaufen ergebnislos. Das Hotel, in dem er absteigen sollte, erklärt, es sei zwar Post für ihn eingegangen, er selbst aber noch nicht erschienen. Erst eine Anfrage beim US-State-Department lüftet den Schleier: Der Mann heißt Hermann Abs.
Jahre zuvor hatte dieser Abs schon einmal die Anonymität gesucht.
Es war Ende April 1945 in Berlin.
„Nur weg von den Russen!" Der 44jährige Hermann Abs war es gewöhnt, gefahren zu werden; aber jetzt, zwei Tage vor Kriegsschluß, hastete er zu Fuß durch die Straßen. Bislang hatte Abs mit anonymen, aber gewichtigen Milliardenmarkbeträgen operiert, manipuliert, regiert; jetzt aber trug er ein paar Millionen Mark in knisternden Banknoten davon.
„Nur weg von den Russen!" Hermann Abs hatte allen Grund zur Furcht. Er war Mitglied des „Rußlandausschusses der Deutschen Wirtschaft". Und dieser Ausschuß hat die Ausplünderung der Sowjetunion organisiert.
„Nur weg von den Russen! Und hin zu den Westalliierten!" Mit amerikanischen Konzernen hatte Hermann Abs noch während des Krieges als „Außenminister" der Deutschen Bank in der Schweiz verhandelt.
Und Hermann Abs hatte sich nicht verrechnet. Zwar wurde er 1946 noch auf eine amerikanische Kriegsverbrecherliste gesetzt. Begründung: Abs hat „die Deutsche Bank als wirtschaftlichen Arm des Naziheeres zur Ausbeutung der Hilfsquellen des besetzten Europas" geleitet. Aber als der gesuchte Hermann Abs entdeckt wurde, war er bereits wieder persönlicher Finanzberater des britischen Oberkommandierenden Sir Sholto Douglas. Und zwei Jahre später, 1948, saß der Kriegsverbrecher Abs bereits wieder bei Shell und Siemens in den Aufsichtsräten. Und seine amerikanischen Freunde verschafften ihm mit 20 Millionen Mark Marshallplangeldern weitere Aufsichtsratssitze.
So ist die Anonymität des Amerika-Besuchers Abs im Dezember 1949 nicht mit jener des Jahres 1945 zu vergleichen. Wie sich die Zeiten eben doch wieder geändert haben! Die Bundesrepublik ist geschaffen. Ihr erster Kanzler Konrad Adenauer erklärt in diesen Tagen zwar öffentlich: „Ich bin prinzipiell gegen eine Wiederbewaffnung der Bundesrepublik." Indes verhandelt Adenauer-Freund Abs in Washington und New York bereits über die Wiederaufrüstung Westdeutschlands im Rahmen des geplanten Schuman-Plans.
Wie sich die Zeiten doch wieder gewandelt haben! Und wie sie sich weiter „bessern" sollten! 1957 wird durch Zusammenschluß der sogenannten Nachfolgebanken die Deutsche Bank neu entstehen. Das wird die größte Kapitalmacht Westeuropas sein. Und Abs, der immer auf die Rangfolge des Alphabets vertraut, wird ihr unumstrittener Führer werden. Das wird die Zeit sein, da man die Bundeswehr gerade hat, aber schon hinter der „Bombe" her ist. Der scheinheilige Ohne-uns-Adenauer wird das dann öffentlich bagatellisieren: „Dat is doch nur 'ne Weiterentwicklung der Artillerie." Der Praktiker Hermann Abs aber, der gern im Hintergrund die Fäden knüpft, wird dann bereits das erste Geschäft mit der „Bombe" in Gang bringen. Das Starfighter-Geschäft.
In den amerikanischen Lockheed-Flugzeugwerken wird man sich die Hände reiben; denn der Konzern stand vor dem Bankrott. In der Bonner Ermekeil-Kaserne, dem Kriegsministerium, wird man sich ebenfalls die Hände reiben; denn der umgebaute Starfighter wird ein Atombombenträger sein. Und die Hände reiben wird sich auch die bundesdeutsche Industrie um den Hermann Abs; denn mit dem Lizenznachbau des Starfighters erreicht sie den wissenschaftlich-technischen Anschluß in der Rüstungsproduktion. Eine neue Etappe



„Ich merke schon, Sie sind Westdeutscher – die wollen hier immer besonders hoch hinaus!"



„Natürlich sind Sie nicht aus Bonn ins Waldorf-Astoria gekommen, um eine Eisbombe zu kaufen."

der Zusammenarbeit mit den USA kann beginnen.
Man ist endlich wieder wer!
Und deshalb wird man sich die Hände reiben; und manche Hand wird die andere waschen; und der Hermann Abs wird zu seinen rund 40 Aufsichtsratsposten so ganz nebenbei auch die Vertretung von Lockheed in der Bundesrepublik übernehmen.

Tränen im Waldorf-Astoria

> *„Wir sollten überhaupt den Ursprung unserer Vermögen nicht so genau prüfen, das ist ja auch im Grunde unwichtig."*

Man schreibt den 14. März 1960. Auf dem Flugplatz Köln-Wahn wird der Kanzler zu einer neuen Amerika-Reise verabschiedet.
Ob ihm sein Staatssekretär Globke, der Verfasser der Judengesetze der Nazis, besonders herzlich die Hand drückt?
In den Staaten will Adenauer vor allem den Präsidenten Eisenhower treffen. Eine persönliche Einladung hat er zwar nicht erhalten. Aber da war ja noch das Angebot der Prince-Town-Universität gewesen, dem westdeutschen Bundeskanzler zu seinem 16. einen 17. Ehrendoktorhut zu verleihen. Einmal im Lande, wird ihn Eisenhower wohl empfangen müssen. Man ist ja wieder wer! Und dann wollte er dem US-Präsidenten für das bevorstehende Vierer-Gipfeltreffen einen harten Kurs gegenüber den Russen ans Herz legen. Ach was! Darauf pochen. Man ist doch wieder wer ... Nachts landet die Maschine auf dem New-Yorker Flughafen. Adenauer fährt sofort ins „berühmte Waldorf-Astoria", wo die Präsidenten-suite für ihn reserviert ist. Und hier ist auch bereits alles für ein Treffen mit Israels Ministerpräsident Ben Gurion am folgenden Tag vorbereitet.
Da der Korridor zur Präsidenten-suite von 100 Pressefotografen „hoffnungslos blockiert war, wurde der israelische Ministerpräsident heimlich über eine Hintertreppe zu Adenauer geführt", weiß tags darauf der „Tagesspiegel" zu berichten. Und ein Nachrichtenmagazin berichtet: „Rührung regiert den Augenblick. Die beiden Alten hatten Tränen in den Augen, und nachdem sie ihrer Bewegung Herr geworden waren, ließen sie sich fotografieren und schickten dann alle Berater fort."
So berühmt das Waldorf-Astoria, so berüchtigt ist einige Jahre später das in seiner Präsidenten-suite geschmiedete Komplott. Der Israeli hatte Adenauer zugesichert, daß im bevorstehenden Eichmann-Prozeß der Verfasser der Judengesetze, Globke, nicht in die Schußlinie käme. Adenauer hatte als Gegenleistung Rüstungslieferungen im Werte von 500 Millionen Mark versprochen. Oberster Grundsatz dabei: keine Waffen deutscher Produktion. Denn die Lieferungen sollten aus Rücksicht auf die Beziehungen zu den arabischen Ländern geheim bleiben.
Und so wurden in den folgenden Jahren unter anderem amerikanische M-48-Panzer aus der Bundesrepublik nach Italien gefahren. Hier erhielten sie neue Geschütze, Feuerleitanlagen, Ketten, Motoren — und eine neue, unverfängliche Beschriftung. Dann wurden sie nach Israel verschifft. An dieser Generalüberholung waren US-Firmen vertraglich beteiligt.
Und das US-State-Department hatte durch zwei geheime Gesandte ausdrücklich erklären lassen, daß die Waffenlieferungen an Israel auch „im dringenden Interesse der USA" lägen.
Israel bekam also seine Waffen, und Adenauer behielt seinen Globke. Aber 500 Millionen allein für einen Mann? Hinter den „Tränen der Rührung" im Waldorf-Astoria steckte in der Tat mehr. Man war nicht mehr der Geschlagene, dem der große Bruder aus Amerika erst wieder auf die Beine helfen mußte. Man konnte wieder selbständig laufen und endlich wieder mit von der Partie sein, wenn es galt, in der Welt reaktionäre Regierungen zu stützen, fortschrittliche zu stürzen und neue Kriegsherde anzulegen.
Und dann waren da auch bereits die Möglichkeiten des Partners Israel abzusehen, über die später der „Industriekurier" exakter schreiben konnte: „Seit 1963 produziert Israel jährlich 8 Kilogramm Plutonium und ist damit in der Lage, alle halbe Jahre eine Atombombe zu bauen."
Knapp ein Jahr nach den „Tränen im Waldorf-Astoria" hatte den „Alten aus Bonn" übrigens auf einer Pressekonferenz ein Anflug von Offenheit gepackt. Gefragt, ob Bonn weiterhin auf Mitbesitz an atomaren Sprengköpfen verzichte, enthüllte er: „Was nützen

mir die Träger, wenn ich die Köpfe nicht habe."

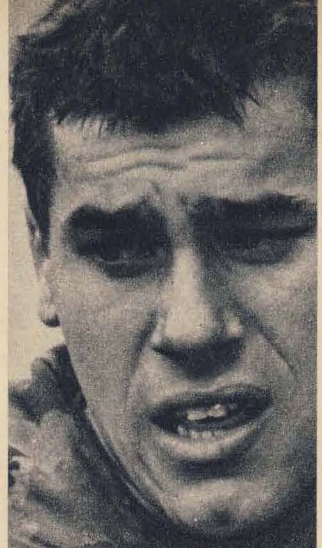
Die großen Geschäfte des Generals Klein

„Man muß Börsenkurse lesen können, mein Lieber, die sind interessanter als der phantastischste Roman."

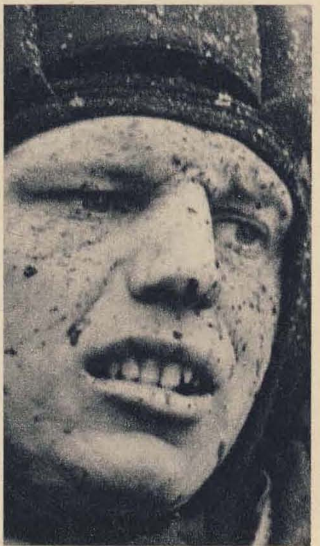
In einem Washingtoner Büro meldet sich ein junger Mann: „Ich heiße Globke." Der ihn empfängt, lacht schallend: „Und ich heiße Eichmann."
Der junge Mann heißt wirklich Globke. Es ist Globke junior. Der Zyniker indes, der sich als Eichmann vorgestellt hat, heißt Julius Klein. Und in seinem Büro hängt ein Bild, das Ben Gurion und Adenauer im Waldorf-Astoria zeigt. Eine Widmung darauf lautet: „New York März 1960. General Klein zur Erinnerung an unsere gemeinsame Arbeit. Adenauer." Der Exgeneral war in der Tat der Arrangeur des Komplotts der „beiden Alten" im Waldorf-Astoria. Abs, Adenauer, Globke, Mannesmann waren oder sind seine deutschen Geschäftsfreunde. Von der anderen Seite des Ozeans zählen Truman, Eisenhower, Rockefeller, Goldwater zu seinen Freunden.
Nach dem ersten Weltkrieg begann Klein seine Karriere. Als Leutnant der amerikanischen Militäradministration in Berlin „überwachte" er die Freikorps des deutschen Oberkommandos „Ost". Das waren Truppen, die mit amerikanischer Duldung gegen die deutsche und die russische Revolution eingesetzt wurden.
Heute ist der Exgeneral Leiter einer Firma, die beim US-Justizministerium unter der Nr. 975 offiziell als „Julius Klein Public Relations Incorporated" mit Sitz in Chicago und Büros in New York, Washington und Frankfurt am Main registriert ist. Inoffiziell erhielt er sogar den Titel „Schattenbotschafter" der Bundesrepublik in Washington.
Und die im Schatten sieht man nur schwer!
Kleins bei der Registrierung offiziell abgegebener Auftrag lautet: „Förderung der Interessen der Bundesrepublik Deutschland in den USA im Kampf der freien westlichen Welt gegen Sowjetrußland durch Verbreitung von Informationen in den Vereinigten Staaten."
In Wahrheit und vor allem ist Klein alles andere als „nur" ein Mann für antikommunistische Propaganda. Er ist einer der einflußreichsten Lobbyisten in den USA. Der Senator Humphrey, der den Mann im Schatten offenbar aus nächster Nähe kennt, sagte über ihn: „Julius Klein hat mehr Freunde im Senat und im Repräsentantenhaus als jeder andere Mann, den ich kenne ... Für seine Klienten hat er viel erreicht. Sie sind gut durch ihn vertreten." Auch die im Schatten bleiben!
Klient des General Klein ist u. a. laut „Spiegel" ein „geheimes bundesdeutsches Komitee", das ihm zum Beispiel 1963 über eine Frankfurter Bank 123 000 Dollar anwies. Eine andere Information läßt vermuten, daß es sich um den „Förderkreis für Deutsch-amerikanische Zusammenarbeit" handelte, dem kein anderer als Abs vorsteht. Die von diesem Verband geförderte wirtschaftliche Integration mit den USA hat deutlich rüstungswirtschaftliche Schwerpunkte.
In den 50er Jahren übernahm Klein übrigens schon gegen 40 000 Dollar im Jahr einen Auftrag der Kölner „Gesellschaft zur Förderung des Schutzes von Auslandsinvestitionen e. V." Klein soll in den USA für die Rückgabe der dort im Krieg beschlagnahmten deutschen Kapitalanlagen „kämpfen". Doch die deutschen Monopole werden wohl nie einen Pfennig davon wiedersehen. In Geldsachen hört noch immer die Gemütlichkeit auf. Trotz sich dekkender Interessen und trotz aller Verflechtung bestehen auch weiterhin die Widersprüche zwischen deutschen und amerikanischen Monopolen.
Die im Schatten ... Bekannt wurde von Klein auch, daß er „½ Dutzend der großen deutschen Automobil-, Schwerindustrie- und Pharmaziefirmen in den Vereinigten Staaten vertritt". Vielleicht ist die Automobilfirma Daimler-Benz darunter? Dieser Konzern ist an der gemeinsamen Entwicklung des sogenannten „Zukunftspanzers" durch deutsche und amerikanische Monopole beteiligt. Gerade dieses Projekt aber demonstriert, daß sich aus dem einstigen Besiegten ein echter Juniorpartner der USA entwickelte. Es offenbart ferner, daß die rüstungswirtschaftliche Zusammenarbeit auch auf der Grundlage fester staatlicher Vereinbarungen verläuft.
Die im Schatten ... stehen manchmal jedoch in einem grellen Schlaglicht. Da hatten zwei Sekretäre Streit mit ihrem Chef, dem Senator und Johnsonfreund Dodd. Kurzerhand fotokopierten sie Dokumente aus dem Schreibtisch des Mr. Dodd, und die bewiesen bestechend klar: Klein arbeitet mit Bestechungen. Zu den schwarzen Plänen schwarze Methoden!
Doch das erwarten ja wohl gerade die „Klienten" des „Schattenbotschafters". Auch der „Schattenbundeskanzler". So wird nämlich Abs genannt. Die eigene Presse nennt ihn außerdem den „Treuhänder der goldenen Internationale" und fürchtet ihn als „allmächtigen Boß". Er hat die Macht, Neofaschisten wie Strauß ins Kabinett zu lancieren. Und er wehrt Angriffe auf die braune Vergangenheit der Bonner Regierungsmitglieder auf seine eigene, zynische Art ab: „Jemand, der nicht von den Nazis gehenkt oder erschossen wurde, hat kein Recht, sich auf den Widerstand gegen Hitler zu berufen."
Wer wagt es sich da noch zu wagen, dem Kiesinger seine Vergangenheit anzukreiden? Derjenige kriegt es mit dem „allmächtigen Boß" Abs zu tun. Der übrigens mit seinem neuen Kanzler zufrieden sein kann. Denn der wandelte bei seinem ersten Amerikabesuch als Kanzler durchaus auf Adenauers Pfaden. Und er ging logisch noch einen Schritt weiter. Parallel zur (west-)deutsch-amerikanischen Wirtschaftsintegration vollzog er die völlige Kettung an die US-Globalstrategie Johnsons.



Die aktuelle Umfrage









Hart, härter, am härtesten?

Der attische Befehlshaber Lamachius rügte einen seiner Hauptleute wegen eines Versehens; als der Hauptmann aber versicherte, er werde nächstes Mal besser aufpassen, so versetzte Lamachius: „Im Ernstfall wäre es bereits zu spät dazu."
So streng waren, nach dem Bericht des Plutarch, die (militärischen) Sitten bei den alten Griechen. Die Konsequenz des attischen Feldherrn zahlte sich aus; namentlich im Sieg seiner Heerscharen bei der Befreiung Sinopes von dem Tyrannen Timesilaos, wo sich auch Lamachius selbst als tapferer Mann erwies und seinen Soldaten mutig voranschritt.
Es ist eine alte Weisheit, daß der Sieg zwar letztendlich auf dem Schlachtfeld errungen, jedoch bereits lange zuvor – nämlich im militärischen Ausbildungsalltag – geschmiedet wird. Daran hat sich im Laufe der Jahrhunderte nichts geändert. Eher verlangen die hohe Technisierung der heutigen Armeen und der Charakter des modernen Gefechts, den Soldaten noch intensiver und spezialisierter auszubilden und ihn allseitig auf die Gegebenheiten, Forderungen und Strapazen eines möglichen Krieges vorzubereiten. Was gestern noch ausreichend erschien, ist in Anbetracht eines eventuellen Raketen-Kernwaffen-Krieges schon unzureichend.
Ausgehend von der amerikanischen Aggression in Vietnam und dem israelischen Überfall auf die arabischen Staaten verwies Genosse Walter Ulbricht darauf, daß hieran mehr denn je klargeworden ist: „Unsere Streitkräfte werden dem Aggressor nur dann überlegen sein, wenn sie von der ersten Minute an den physischen und psychischen Belastungen des modernen bewaffneten Kampfes voll gewachsen sind."
Daran knüpfen sich Konsequenzen. In der Gefechtsausbildung vor allem jene, die Kanonier Johannes Albert, 26, unter den Begriffen „konzentriert und realistisch" zusammenfaßt und Gefreiter Dieter Hegen, 24, „gesunde Härte" nennt.
Es mag vor dem gedanklichen Hintergrund eines Krieges blasphemisch klingen, von „gesunder" Härte zu sprechen. Doch Stabsmatrose Winfried Mock, 23, erinnert daran, daß „ja nicht wir es sind, die darauf hinsteuern, sondern die Bonner Alt- und Neonazis.

Bei uns ist – das betont gerade auch unsere neue, sozialistische Verfassung – Kriegshetze unter Strafe gestellt, ebenso jeder Versuch, die bestehenden Grenzen zu ändern. Es ist doch nicht die DDR, die den aggressiven Alleinvertretungsanspruch erhebt und damit eine potentielle Kriegserklärung abgibt. sondern das imperialistische Westdeutschland. Die europäischen Krankheitserreger sitzen also nicht hier bei uns. Wenn wir in der Nationalen Volksarmee eine harte Ausbildung betreiben, dann, um uns zu wappnen, um bei dem Marschbefehl der Bundeswehr gegen unsere Republik so zurückschlagen zu können, daß es den Bonnern nicht gelingt, uns die imperialistische Pest ins Land zu tragen. Die gesunde Härte in der militärischen Ausbildung ist in meinen Augen eine wichtige Prophylaxe, um Leben und Gesundheit aller unserer Bürger und unseres sozialistischen Vaterlandes zu schützen."

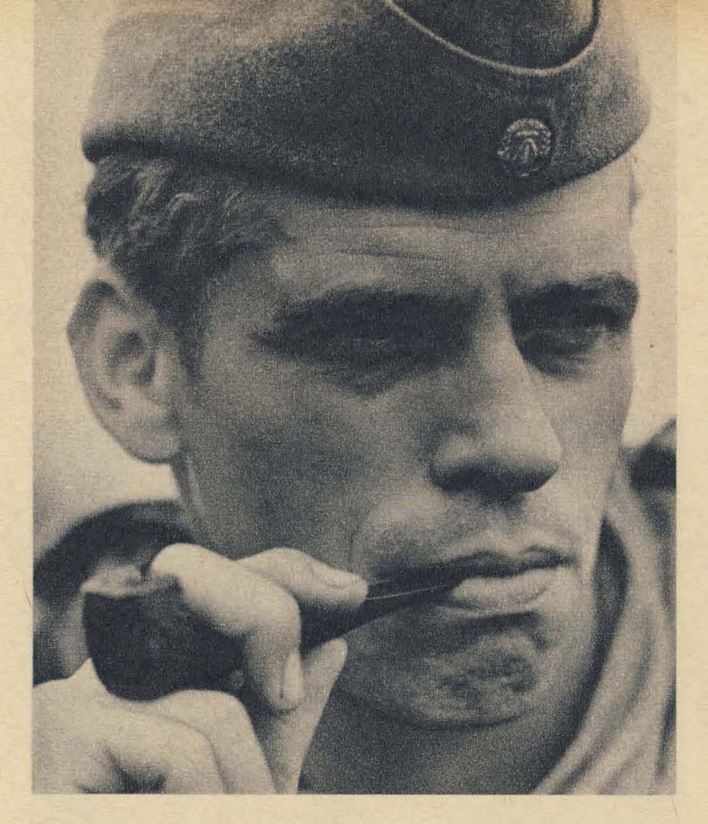
Die Mission der Nationalen Volksarmee ist es, zusammen mit den sozialistischen Bruderarmeen den Frieden zu erhalten – aber auch, wenn die gegnerischen Klassenkräfte einen Krieg wagen sollten, ihn siegreich zu führen und den Aggressor auf seinem eigenen Territorium zu zerschlagen. Darum halten wir das Pulver trocken. Darum stehen wir in hoher Gefechtsbereitschaft. Darum betreiben wir, wie Genosse Walter Ulbricht vor den Absolventen der Militärakademien hervorhob, eine „sinnvoll gesteigerte, harte Ausbildung, die den Armeeangehörigen alles abverlangt und in deren Verlauf sie an die Wirkungsfaktoren moderner Waffen gewöhnt werden."

Das ist nicht schlechthin eine Forderung von „oben". Vielmehr deckt sie sich mit den Grundinteressen der Soldaten und mit ihren Forderungen.

Gewissermaßen mit einem Seufzer der Erleichterung erklärt Kanonier Hans-Peter Rindert, 20: „Es wird endlich Zeit, daß die Ausbildung härter wird!" Soldat Joachim Habermann, 23, ist der gleichen Meinung, dieweil er in der „wirklichkeitsnahen Ausbildung das beste Training für den Eventualfall" sieht, während Gefreiter Knut Albrecht, 19, daraus für sich „eine höhere Überlebenschance" ableitet. „Derzeit leben wir noch im Frieden, wenn auch in einem gefährdeten", bemerkt Funker Wigbert Wehling, 21. „Sollte es jedoch tatsächlich



zum Krieg kommen, wird viel davon abhängen, wie man die einzelnen Elemente der anderthalbjährigen Ausbildung beherrscht." Funker Johann Rak, 26, setzt die Akzente etwas anders: „Es ist nicht zu leugnen, daß uns in der Bundeswehr ein zu allem entschlossener und mit einer harten Kampfesweise vertrauter Gegner gegenübersteht, ein Gegner, der offen erklärt, daß er gewillt ist, auf uns zu schießen. Um diesem Gegner nicht nur standhalten, sondern ihn auch vernichtend schlagen zu können, müssen



wir uns selbst zu einer Härte erziehen, vor der er gehörigen Respekt hat. Um nur ein Beispiel zu nennen: Welches böse Erwachen gab es für die Armee der Vereinigten Arabischen Republik? Zwar war sie gut ausgerüstet, aber nicht gleichermaßen gut ausgebildet. Zwar diente sie objektiv einer guten Sache, aber die Soldaten waren sich dessen subjektiv nicht voll bewußt. Und so gelang es den mit äußerster Verbissenheit kämpfenden Israelis, sie zu besiegen. Die Schlußfolgerung kann also nur lauten: Die harte, realistische Ausbildung muß Hand in Hand gehen mit dem Bewußtmachen dessen, was wir zu verteidigen haben und wofür wir Soldat sind."

Mir scheint, das ist ein sehr wesentlicher Gedanke. Er wird auch von Generalmajor Horst Stechbarth, 43, hervorgehoben: „Zuguterletzt macht uns doch nur jene militärische Meisterschaft unbesiegbar, die gepaart ist mit der Überzeugung von der Verteidigungswürdigkeit unserer Republik und die getragen und gefördert wird durch die sozialistischen Beziehungen zwischen Vorgesetzten und Unterstellten. Gegenwärtig bestätigt sich diese Erkenntnis vor allem im Kampf des vietnamesischen Volkes gegen die USA-Aggressoren."

Wirklichkeitsnah und damit härter auszubilden, ist – um es noch einmal zusammenzufassen – nicht nur ein subjektives Verlangen, sondern vielmehr ein objektives Erfordernis. Und es zeugt sicherlich von der politischen Reife vieler junger Soldaten, wenn sich 92 % von 183 Befragten vorbehaltlos dazu bekennen und in höheren Forderungen sowohl den gesellschaftlichen Nutzen sehen wie auch einen ganz persönlichen Vorteil für sich selbst. Das betrifft, wie Unteroffiziersschüler Karl-Heinz Blumberg, 20, sagt, die „Kampffähigkeit im Eventualfall eines Krieges", und ebenso, wie Gefreiter Hans-Joachim Lippert, 21, erklärt, das „persönliche Wohlergehen und die eigene Gesunderhaltung", dieweil man, um mit dem Gefreiten Wolfgang Kriese, 21, zu sprechen, „dadurch körperlich leistungsfähiger und abgehärtet wird."

„Es macht auch viel mehr Spaß, wenn alles zügig abläuft und es keinen Leerlauf gibt, als wenn man herumsteht, sich langweilt und nur wenig Gelegenheit hat zu zeigen, was in einem steckt", argumentiert Soldat Frank Urban, 23. „Der Tagesablauf soll so sein", meint Gefreiter Manfred Nitschke, 21, „daß ich mich bei einigen Ausbildungsstunden voll verausgaben muß. Mit je mehr praktischen Übungen das verbunden ist, desto besser."

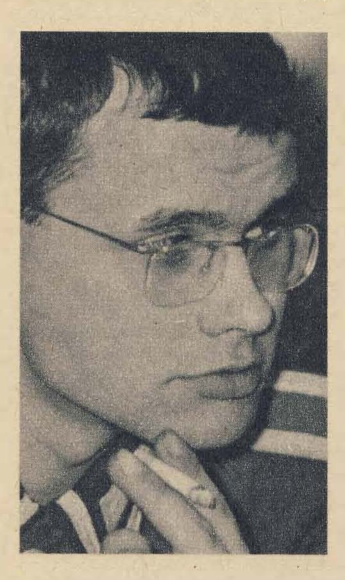
„Mich erfüllt eine gewisse Freude", erklärt Funker Peter Beyer, 22, „wenn ein Tag vergangen ist und ich sagen kann: ‚Heute hast du wieder etwas geleistet!'" Gefreiter Bernd Kramer, 25: „Ich bin Sportler. Schon aus diesem Grunde habe ich es gern, anständig gefordert zu werden. Es macht mir Spaß, selbstgesteckte Aufgaben zu erfüllen und mich im Leistungsvergleich zu messen." Und auch dem Obermatrosen Karsten Breeck, 20, ist es „lieber, eine konsequente und straffe Ausbildung mitzumachen, weil nur sie einem etwas gibt und weil man nur dabei was lernen kann."

Beachtenswert, vor allem auch vom psychologischen Aspekt her, erscheint mir der Hinweis des Kanoniers Reinhard Schmiedel, 24: „Wenn es lasch und unorganisiert zugeht und die Ausbildung nur so la-la durchgeführt wird, fragt man sich, warum dann überhaupt achtzehn Monate nötig sind? Außerdem erschüttert mancher Vorgesetzte mit einer ungenügend vorbereiteten und zur ‚Beschäftigungstheorie' ausartenden Stunde letztendlich die Glaubwürdigkeit seiner Argumente von der Bedeutung hoher Gefechtsbereitschaft und des Sich-gut-vorbereitens auf eine mögliche

Aggression. Denn der Soldat sagt sich: Wenn mein Zugführer es nicht eilig hat und den ‚Gammel' unterstützt, dann kann es ja nicht weither sein mit dem, was er sonst erzählt!"
Womit der Artillerist nicht nur einen scharfen, sondern auch treffsicheren Schuß abgefeuert hat.
Als Ergänzung dazu noch zwei Resultate unserer Befragung von 183 Soldaten.

1. Frage:

„Woran ist Ihnen mehr gelegen: An einer Ausbildungsstunde, die straff und zügig



abläuft und in der viel von Ihnen verlangt wird, oder haben Sie lieber eine Ausbildung, bei der man sich nicht weiter anzustrengen braucht?"

Antwort:

94 % haben lieber eine straffe, zügige und mit hohen Forderungen verbundene militärische Ausbildung.

2. Frage:

„Von welchem Vorgesetzten würden Sie eher sagen, daß er Sorge um den Menschen zeigt und Ihnen alles Erforderliche beibringt: Wenn der Vorgesetzte hohe Forderungen an Sie stellt und Sie hart ausbildet oder wenn er es damit nicht so genau nimmt und öfter ein Auge zudrückt?"

Antwort:

95 % sehen in den hohen Forderungen, die die Vorgesetzten stellen, einen Ausdruck ihrer Sorge um den Menschen. Und eben weil eine sinnvoll gesteigerte und realistische Ausbildung sowohl den gesellschaftlichen Interessen entspricht wie auch den persönlichen Interessen der Soldaten, sehen sie sie nicht mit den Augen desjenigen, der sozusagen das „Ausbildungsobjekt" darstellt, sondern fühlen und betätigen sich als Mitgestalter.
„Fast täglich sprechen wir gemeinsam mit den Ausbildern über dieses Thema", berichtet Unteroffiziersschüler Peter Manhold, 18. „Natürlich sagen wir unsere Meinung", bekräftigt Kanonier Reinhard Schulz, 20. „Und in den Beratungen mit dem Zugführer wird auch offen ausgesprochen, was besser gemacht werden kann, wie wir höhere Leistungen und einen noch größeren Nutzeffekt erreichen können." Von der Warte des Vorgesetzten stimmt Unterfeldwebel Hans Hammermann, 20, diesen Worten zu: „Die Soldaten sind sehr kritisch. Einem der Gruppenführer sagte mal ein Soldat meines Zuges: ‚Genosse Unteroffizier, wenn wir in der Ausbildung so weitermachen, wird mich der Gegner, wenn es darauf ankommt, sicher überraschen!"





Damit es eben nicht dazu kommt und wir besser vorbereitet sind auf eine eventuelle militärische Auseinandersetzung, eben deswegen steht die Volksarmee in hoher Gefechtsbereitschaft, lernen wir das Waffenhandwerk aus dem ff, beherrschen und gewöhnen uns im Ausbildungsalltag an die Belastungen des modernen bewaffneten Kampfes. Wie nötig das ist, wußten übrigens die alten Griechen ebenfalls schon. Ein weiterer Bericht des Plutarch beweist es.
Alexander von Makedonien erblickte, als das Heer bereits in Schlachtordnung stand, einen Soldaten, welcher den Wurfspieß an seinem Arm befestigte. Er wies jenen aus der Phalanx als einen unbrauchbaren Soldaten, der sich erst rüste, wenn man die Waffen bereits gebrauchen solle...

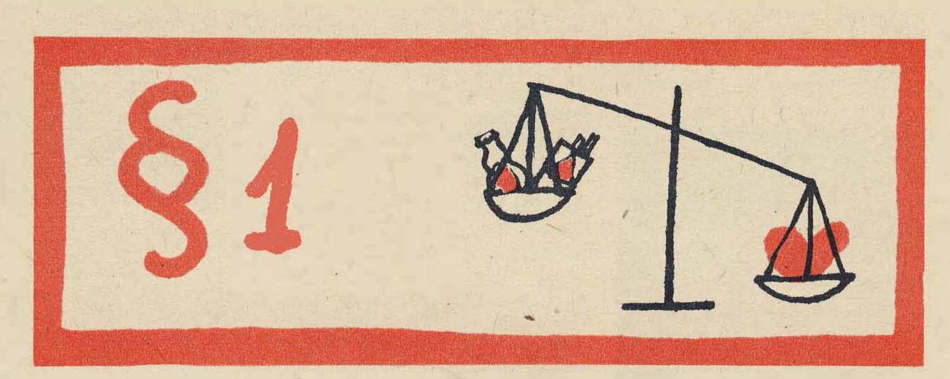
Ihr

Karl Heinz Freitag

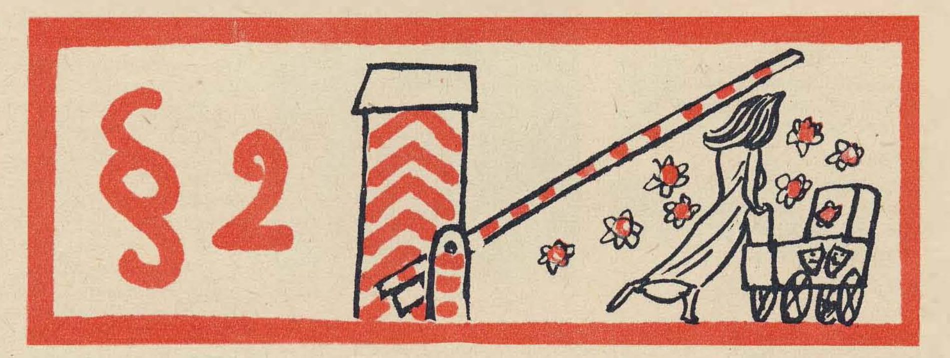
Gut gedacht ist halb gemacht!

Wo der Klubplan Gesetz ist, gehört die Kultur zum Alltag. Wo der Klubplan Gesetz ist, gibt es so etwas wie Paragraphen, die niemand diktiert, die von den Aufgaben der Einheit, von den Bedürfnissen und Erfahrungen der Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere bestimmt werden. So in der Grenzeinheit Frische.

Illustrationen: Paul Klimpke



Wir sind Grenzsoldaten. Uns steht der Gegner täglich gegenüber. Wir müssen ihn kennen, seine Vergangenheit, seine Gegenwart, seine Pläne. Und jeder von uns soll vor allem das genau kennen, wofür wir die Waffen tragen, wofür wir Versprechungen, Drohungen und Beleidigungen, wofür wir Zigaretten, Bier und Schokolade, vom Feind herübergeworfen, überhören und übersehen.
Jeder von uns soll begreifen, daß er auf Postengang auch das Buch bewacht, in dem er liest. Das Schostakowitsch-Konzert, das der Plattenspieler wiedergibt. Den Tanzabend, zu dem die eigene Kapelle aufspielt und die Frauen und Freundinnen eingeladen sind. Die Patenschule, in der seine Kinder lernen. Das Institut, in dem seine Schwester studiert. Jeder von uns soll begreifen, daß wir das alles nur schützen können, wenn wir genau schießen, schneller sind und besser ausgebildet als unser Klassengegner.



Über die Zusammensetzung des Klubrates:

- Da der Hauptfeldwebel Exel Akkordeon spielt, da sein Herz bei jedem zweiten Schlag, der der Kultur gehören soll, nicht aussetzt, da er der Parteileitung der Kompanie angehört und Mitglied der FDJ ist, kann es keinen besseren Vorsitzenden geben. Weil da die Kultur, das geistig-kulturelle Leben, nie den Wassereimern, Wischlappen und Schrubbern weichen muß, nie von Nadeln, die Kragen oder Knöpfe annähen, durchbohrt wird und nie unter Bürsten, die Stiefeln und Schuhe putzen, zerrieben wird.
- Mitglieder eines Klubrates

dürfen ihr Herz für die Kultur nicht auf der Zunge tragen, was sie in der Kompanie Frische beweisen.
Unteroffizier Metzig mit seinen Versen als Mitglied des Zirkels schreibender Soldaten. Unteroffizier Dietze, als Mitglied der FDJ-Leitung und ihr Verantwortlicher für Kultur, mit den eigenen Fotos und denen des Zirkels, den er in der Einheit leitet. Gefreiter Böttcher und Gefreiter Nitsch in den Programmen der Agit-Prop-Gruppe. Gefreiter Bergmann als Kapellenleiter. Und alle gemeinsam als FDJler. (Und wo der Kompaniechef Amateurfilmer ist, sein Politstellvertreter den Zeichenzirkel leitet, wird die Kultur nicht wie ein lästiger Besucher am Schlagbaum abgefertigt oder höchstens mit dem, der sie liebt, für eine gewisse Zeit ins Besucherzimmer geführt, sondern tritt sie täglich und in immer neuer Gestalt im Klub vor alle hin.)



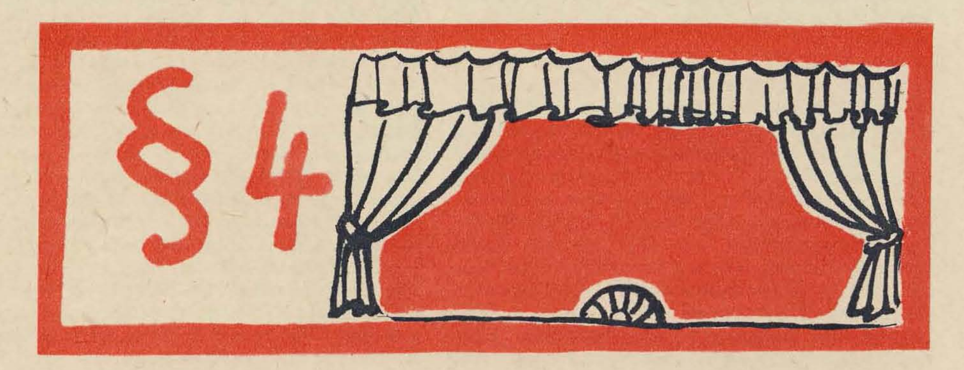
Wenn das Ziel klar ist, entscheidet die Organisation alles.

● Darum sind bei wichtigen Beratungen des Klubrates, auf denen ausgewertet und geplant wird, außer seinen Mitgliedern, Angehörige der Partei-, FDJ- und Sportgruppenleitung und Vertreter aller Zirkel und Arbeitsgemeinschaften anwesend.

● Die FDJ-Leitung jedes Zuges ist allmonatlich für die Vorbereitung und das Gelingen einer im Kompanie-Klubplan enthaltenen Maßnahme verantwortlich. Die Ehre eines jeden Zuges steht dabei auf dem Spiel. Der Initiative der Züge ist über diese Aufgabe hinaus keine Grenze gesetzt. So machen alle mit. und der Wettbewerb hat Vergleichsmaßstäbe.

● Sportfeste, Freundschaftstreffen, Wettstreite junger Talente und andere Knüller werden unter der Leitung des Klubrates von allen gemeinsam vorbereitet.
Bereits bei der Vorbereitung entscheidet die Organisation über Wirkung und Interesse einer Veranstaltung.

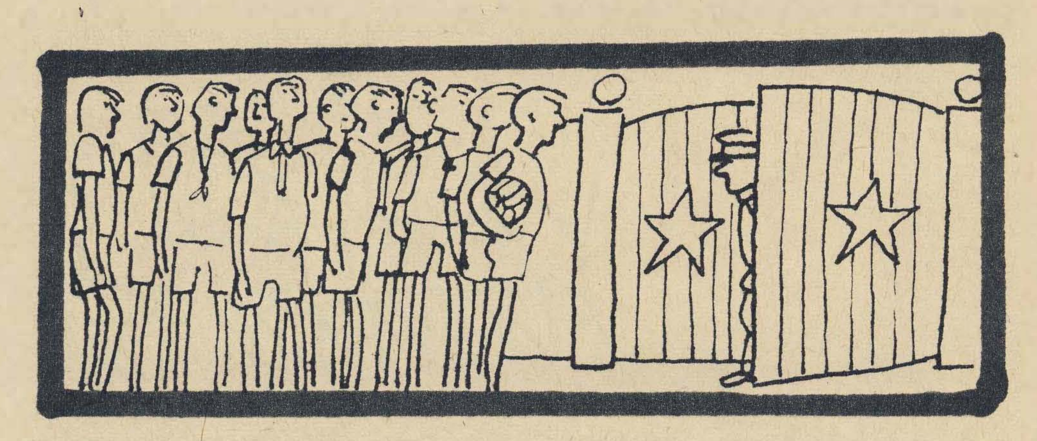
● Alle im Klubplan enthaltenen Vorhaben sind im Monatsplan des Kompaniechefs wiederzufinden. Hier weiß die rechte Hand, was die Linke tut, im Gegensatz zu mancher Einheit, wo die Rechte noch nicht einmal weiß, daß sie eine Linke zur Verfügung hat.



Man muß die örtlichen Institutionen und Reserven einbeziehen, was nicht schwer ist, weil ihnen die sozialistische Wehrerziehung der Jugendlichen und aus diesem Grunde die Verbindung zur NVA am Herzen liegen.
Und so ist jeder Zug für eine Freundschaftsverbindung verantwortlich. Die Genossen eines Zuges fühlen sich mit der „Hans-Marchwitza-Oberschule" eng verbunden, wo sie von ihrem Dienst berichten und die Schüler so auf ihren künftigen Wehrdienst vorbereiten. Ein Zug arbeitet fest

mit dem „DEFA-Studio für populärwissenschaftliche Filme“ zusammen, ohne daß die Soldaten Filmstars werden sollen. Und ein Zug ist verantwortlich für die Verbindung zu einer Einheit der Sowjetarmee, und die sowjetischen Genossen sprechen meistens besser deutsch als wir russisch, was manchmal zu Überraschungen führt.

Als beste Kompanie des Truppenteils hat die Einheit Frische Verpflichtungen. Kapelle, Agit-Prop-Gruppe und Junge Talente werden nicht an die Ketten des Kollektivegoismus gelegt. Sie zeigen in den anderen Kompanien, was sie können und lassen dort die Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere begreifen: Das können wir doch auch.



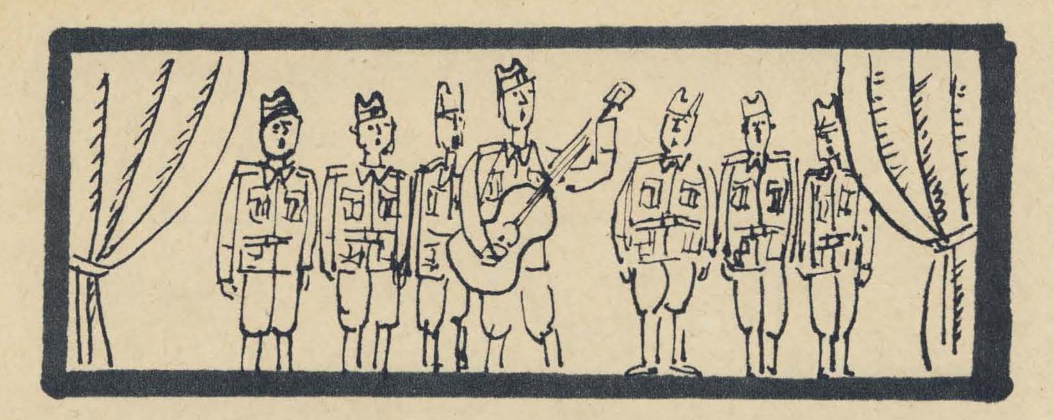
Die Soldaten der Kompanie Frische kennen ihren Klubrat, sie wissen um seine ungeschriebenen Paragraphen. Besser als letztere jedoch kennen sie deren Verwirklichung, denn daran sind sie beteiligt, die erst wird zum Erlebnis. Und wen man auch fragt, jeder erinnert sich. „Für Sportwettkämpfe sind die Soldaten unserer sowjetischen Pateneinheit immer zu haben“, erzählt Unteroffizier Gollasch. „Ob's Schach ist oder Leichtathletik, Fußball oder Volleyball. Sie kommen zu uns, wir fahren zu ihnen, mal als Sieger, mal als Verlierer. Das hängt von der Tagesform ab, vor allem bei uns. Nach acht Stunden Grenzdienst in der Nacht schießt man eben auch mal einen Ball am leeren Tor vorbei. Aber darauf kommt's ja nicht an.

An ein Fußballspiel erinnere ich mich besonders gern. Eines Sonntags, kurz nach unserem ersten Kennenlernen, fuhr unsere Mannschaft in der stärksten Besetzung zu den Freunden, um sich für die Niederlage beim ersten Spiel zu revanchieren. Voller Optimismus klopften wir ans Kasernentor, und die ersten Schwierigkeiten begannen. Der Posten und der Wachhabende verstanden uns erst, als wir ihnen unseren Fußball zeigten. Da wurden wir eingelassen, zum Sportplatz geführt, wo wir warten sollten. Wir warteten nicht lange, da lief die gegnerische Mannschaft aufs Spielfeld. Aber kein bekanntes Gesicht dabei. Der Torwart viel kleiner als beim ersten Spiel. Der wieselflinke Mittelstürmer, der uns so viel zu schaffen gemacht hatte, war auf einmal groß und stämmig. Egal! Der Fußball ist rund. Wer weiß, womit die anderen beschäftigt waren? Am Spielfeld hatten sich Zuschauer angesammelt. Sie jubelten dem Spiel zu, sahen drei Tore von uns, feuerten ihre Mannschaft vergeblich an. Nicht mal ein Ehrentor gelang ihr. Am Ende des Spiels, als wir uns gegenüberstanden, die Hände schüttelten und ins Gespräch kamen, stellte sich heraus, daß wir ein Tor zu weit gefahren waren. Unsere Pateneinheit hatte vergeblich auf uns gewartet. So hatten wir zwar gewonnen, aber uns doch nicht revanchiert.“

●

„Beim Kulturwettstreit des Verbandes im ersten Halbjahr 1967 trat unsere Agitpropgruppe zum ersten Mal auf. Als einzige“, berichtet Gefreiter Bergmann. „Kein angenehmes Gefühl. Wir waren die besten und waren's doch nicht, so ganz ohne Vergleich. Beim Ausscheid im zweiten Halbjahr traten schon vier Gruppen auf, und wir belegten den zweiten Platz. Wir wurden ausgezeichnet, Exkursion nach Berlin. Danach ging's ans neue Programm. Wir machen sie immer selber, unsere Programme. Das letzte widmeten wir der Sowjetarmee und unserer Waffenbrüderschaft. Schon die Uraufführung in der Kompanie war ein Erfolg. Wir hatten uns beeilt, um mit dem Programm bis zum 23. Februar auftrittsfähig zu sein. An dem Tage war nämlich die Berichtswahlversammlung unserer FDJ-Organisation. Das Programm war unser Diskussionsbeitrag. Danach sind wir zu unserer Pateneinheit gefahren. Alles haben die Freunde nicht verstanden. Aber ich glaube, der Beifall war noch stärker als bei uns. Vor allem, als Gefreiter Nitsch das sowjetische Lied vom Heimatland auf russisch sang und Unteroffizier Metzigs Gedicht, ‚Sieg ist uns're Zukunft‘, vorgetragen wurde.

Die Arbeit macht Spaß. Manchmal streiten wir



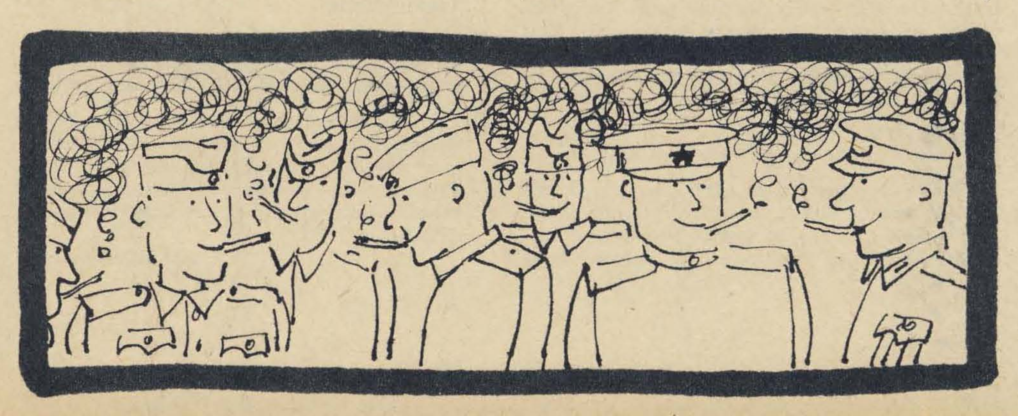
uns mächtig um Texte und Ablauf. Bis alles klar ist. Dann sind auch wir alle klar. Beweis? Im vergangenen Ausbildungsjahr sind allein vier Angehörige unserer Agitpropgruppe Kandidaten der SED geworden. Und ich glaub', mit unseren Programmen machen wir manchen nachdenklich. Wir treten nicht bloß ein- oder zweimal mit einem Programm auf. Mal sind wir in einer anderen Einheit unseres Truppenteils, mal in einer Schule, oder im Patenbetrieb, oder im Wohngebiet. Und das jetzt schon bald anderthalb Jahre."

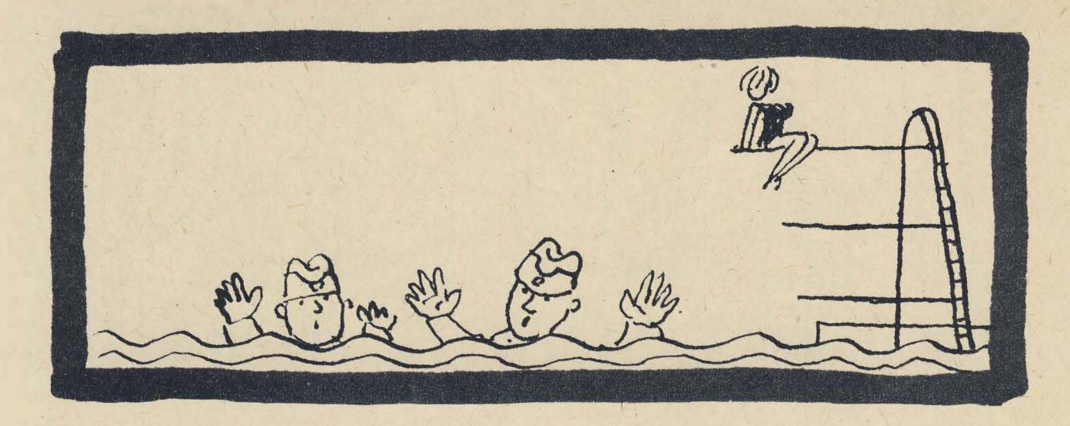
●

Genosse Fritsching war dabei, als eine Gruppe sowjetischer Soldaten das Traditionszimmer des Truppenteiles besuchte. Er erinnert sich: „Ein bißchen kennen wir uns ja schon. Da ist die Verständigung besser als am Anfang. Ich kenne auch das ‚Leninzimmer' der Freunde. Gegen den Weg ihres Regimentes, gegen seine Kämpfe, Erlebnisse und Traditionen verblassen uns're. Aber die Freunde fragten uns über die Geschichte unseres Truppenteiles genau so aus, wie wir sie über ihre. Sie ließen sich von uns Fotos erklären, freuten sich, wenn sie Aufnahmen aus den ersten Jahren unseres Grenzdienstes sahen, auf denen deutsche Grenzpolizisten und sowjetische Soldaten gemeinsam auf Postengang waren. Genau betrachteten sie sich die Flugblätter und Hetzzeitungen von drüben. Und einer von uns hat auch erzählt, wie wir von drüben immer wieder mit Liebesgaben beschmissen werden, mit Schimpfworten, Knüppeln, Steinen, manchmal auch Zigaretten, Bier oder Schokolade. Und er hat erzählt, daß wir nicht anbeißen. Da haben die sowjetischen Genossen ihre Bjelomorkanal- und Kasbekschachteln herausgezogen und angeboten, und einer sagte zu mir: ‚Da, besser, Freundzigarette!'"

●

„Ich hab immer gedacht, die Christiane Lanzke ist ein ruhiges Persönchen", erzählt Gefreiter Meixner und lacht. „Ich hab' sie oft springen sehen, da machte sie solch einen Eindruck, umgeben von vielen Leuten, viel Wasser und hohen Türmen. Aber ich hab' ja gestaunt, wie energisch sie sein kann. Sie saß bei uns im Klub, vor sich dreißig Soldaten, nicht ein bißchen verlegen war sie. So, als ob sie uns alle schon kennt. Und erzählen kann sie genau so gut wie springen. Alles, was sie sagte, war interessant. Die Härte des Trainings und des Studiums. Die Freude des Erfolgs, im Wasser und beim Film. Die Abwerbungsversuche gegenüber unseren Sportlern. Das veränderte aufmerksame Verhalten der Leute im kapitalistischen Ausland, wenn unsere Sportler siegten. Und da Christiane Lanzke so ganz ungezwungen war, haben wir mehr gefragt, als bei anderen Gelegenheiten. Sie selber stellte nur eine Frage. Am Schluß. ‚Warum pfeifen die Soldaten immer hinter den Mädchen her?'
An den roten Köpfen hätten wir abzählen können, wer dieser Beschäftigung nachging. Es war die Mehrzahl von uns. Christiane schwieg und machte uns die Antwort schwer. Sie schwieg weiter, als die ersten etwas sagten. Nicht Antworten, sondern Ausreden.
‚Weil wir hier halt nur Männer sind.'
‚Weil die Mädchen so hübsch sind.' ▶





Ein paar hörte sie sich an. Dann sagte sie: ‚Ich dachte, daß wenigstens einer von euch ein Versprechen abgibt. Wenn euch die Mädchen und die Studentinnen gefallen, sagt doch ‚Guten Tag‘ zu ihnen, wie sich's gehört, aber laßt in Zukunft das Pfeifen.‘
Wir haben ihr das versprochen. Aber sie hat bestimmt nicht nur uns gemeint.“

●

„Die Patenschaft mit ‚DEFA Populair‘ ist bei uns sehr populair“, sagt Hauptmann Frische. „Wir wissen zum Beispiel, welche Filme entstehen. Wir wissen, welche wir davon bei der klassenmäßigen Erziehung benutzen können, und wir wissen, daß wir sie benutzen können. Und die Filmschöpfer kommen oft selber mit. Wie Peter Ulbrich mit seinem Vietnamfilm ‚Denk an mein Land‘. Und ich muß sagen, wir haben eigentlich immer mehr von der Patenschaft gehabt als die DEFA-Leute.
Manchmal hatte ich schon ein schlechtes Gewissen. Aber, es ist über ein Jahr her, da kamen die Genossen zu uns, legten einen Plan vor. Sie wollten einen Film über einen Grenzsoldaten drehen. Der Soldat war bereits gefunden, aber alles andere fehlte ihnen noch. Trotz Patenschaft hatten die Genossen bis dahin von Postendienst und Grenzdienst überhaupt ebenso wenig Ahnung, wie wir von Halbtotale, Drehbuch oder Kamerafahrt. Jetzt ist das anders. Ein Teil unserer Soldaten hat mitgewirkt, wenn auch nur als Statist. Der Film – sein Titel heißt ‚Dialog mit einem Grenzsoldaten‘ – erhielt vom Ministerium für Kultur das Prädikat ‚wertvoll‘, und im November lief er zur Internationalen Dokumentar- und Kurzfilmwoche in Leipzig im Beiprogramm. In den nächsten Monaten werden ihn viele Menschen in unserer Republik sehen. Und wir sind an diesem Erfolg beteiligt.“

●

„Früher“, erinnert sich Oberleutnant Österreicher, und es klingt, als wäre es schon lange her, „gab's bei uns so etwas wie eine Klubflucht. Der eine mußte einen langen Brief schreiben, der andere stopfen und der dritte hatte grade was anderes vor, wenn wir etwas vorhatten. Das ist vorbei. Ob Buchdiskussion, ob Filmtag, Klubgespräch oder Autorenlesung, der Klub ist voll besetzt. Weil etwas los ist. Weil niemandem irgendetwas vorgesetzt wird. Weil sich alle Genossen der Kompanie beteiligt fühlen, weil wir viele schon in die Vorbereitung einbeziehen. Weil sie begriffen haben, daß es an ihnen selber liegt, ob eine Veranstaltung langweilig ist oder nicht.“
Womit wir wieder bei den Paragraphen wären. Ja, wo der Kommandeur, wo die Mitglieder und Kandidaten der Parteiorganisation und die Angehörigen der FDJ-Leitung begriffen haben, daß das geistig-kulturelle Leben und die militärische Ausbildung bei der klassenmäßigen Erziehung und der Erhöhung der Gefechtsbereitschaft zusammenwirken, dort ist der Klubplan Gesetz. Und da gibt es so etwas wie Paragraphen. Und die Paragraphen haben feste Haken, an denen die Langeweile und das Durcheinander, das Gegeneinander und die Gleichgültigkeit sicher abgehängt sind.

●

Und als Nachsatz lassen Sie mich noch dreierlei hinzufügen, was sich als Visitenkarte sehen lassen kann und was mit alledem aufs engste verknüpft ist:

1. Im zurückliegenden Ausbildungsjahr entschieden sich vierzehn Angehörige der Grenzkompanie Frische, Kandidaten der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands zu werden und so noch mehr Mitverantwortung zu tragen.
2. Zum Abschluß des Ausbildungsjahres siegte im Rahmen des Truppenteiles beim sozialistischen Wettbewerb die Kompanie Frische.
3. Der Wettbewerbsaufruf zum vorbildlichen Schutz unserer Staatsgrenze, zur Entwicklung von Schrittmacherkollektiven in allen Einheiten des Truppenteiles im neuen Ausbildungsjahr ging aus von der Kompanie Frische.

Major Walter Flegel

Hunds-gemein

Bello Wolf
von Stolzenwind
– sein Snobismus
ist beträchtlich –
stößt hier auf
ein Dackelkind,
spitzt das Ohr
und schnauft
verächtlich!

„Dackelmops und
Frauenbein
– ach die Welt
ist eng und arm! –
das soll was für
Grenzer sein?
Lieber wär' mir
Nachtalarm.





Sowas müssen nun
die Damen
streicheln, kraulen,
drücken, herzen. –
Ich als Hund
mit Staatsexamen,
kriege davon
Gallenschmerzen.

Langes Haar
– bei meiner Ehre –
ganz unmöglich
find' ich dies!
Hier fehlt eine
strenge Schere
und ein
Hundeführerspieß.





Wo will denn
mein Herrchen hin?
Was, er geht
zu diesen Zwei'n?
Wau, da haut's mich
aber hin!
Das ist mehr als
hundsgemein!"

Helmut Stöhr





Bonn-Bonn's

Elfhundertdreißig Schulen,
die sind im Bayernland
etwas zurückgeblieben –
nicht auf dem neuesten Stand.

Zwergschulen heißen diese,
die auch Herr Lübke kennt.
Einklassenschüler Lübke
ist Bundespräsident.

Elfhundertdreißig Schulen,
die bilden Kinder aus.
Und siehe da: es kommen
viel kleine Lübkes 'raus!



Zeichnung: Arndt

●

„Du, Tünnes, USA-Präsident Johnson ließ sich jetzt von seinen Generalen schriftlich geben, daß Vietnam für ihn kein neues Dien Bien Phu wird." „Was nützt das? Aber von der Befreiungsfront bekommt Johnson nie einen Garantieschein!" – „Aber etwas muß er doch kriegen für seine Aggression?" – „Klar: die Quittung!"

●

„Tünnes, der Landesberufsgruppenleiter der Deutschen Angestelltengewerkschaft, Rommerskirchen, sagt, 5% der Seeleute, darunter viele Offiziere, gehörten schon jetzt der NPD an!" – „Das war bei der Bonner Marine zu erwarten!" – „?" – „Na, Schlagseite – nach rechts!"

●

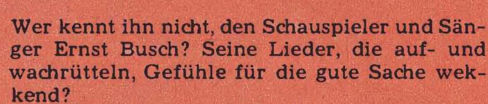
„Tünnes, wie ich feststelle, bekommt die Westberliner Polizei bei ihren Knüppeleien gegen Demonstranten vom Senat jede Unterstützung!" – „Das liegt am Bürgermeister Schütz!" – „Wieso?" – „Na, der leistet Schützenhilfe!"

H. Lauckner

Ernst Busch, am Moskauer Komintern-sender

„Vorwärts die Zeit"

(DEFA)



Wer kennt ihn nicht, den Schauspieler und Sänger Ernst Busch? Seine Lieder, die auf- und wachrütteln, Gefühle für die gute Sache wekkend?

Der Film „Vorwärts die Zeit" wurde von dem Dokumentaristen Karl Gass inszeniert und macht mit jenen Stationen im Leben Ernst Buschs bekannt, in denen sich die enge Verbundenheit des revolutionären Künstlers mit der Sowjetunion dokumentiert.

Busch erzählt im Film über seine erste Begegnung mit dem politischen Lied, über sein Wirken während der Emigrationszeit in Moskau. Und seine Freunde erzählen über ihn. Aus allem spricht, was für Busch so charakteristisch ist – für ihn war Kunst immer eine Waffe, seine Lieder ein Aufruf zur Veränderung der Welt.

Im Film hören wir bekannte und auch weniger bekannte Lieder, neben historischen Schallplattenaufnahmen aus der Moskauer Zeit vor allem solche, die in der Kassette „Roter Oktober" enthalten sind. Einen besonderen Höhepunkt nimmt im Film die Probenarbeit zu diesen Schallplattenaufnahmen ein. Hier erleben wir die intensive Arbeit Buschs, der an sich und seine Mitarbeiter hohe Anforderungen stellt. Über jene Lieder, die wir hören, sagt Konstantin Simonow: „Ich werde sie immer lieben, denn in diesen Liedern ist unsere Jugend, unser gemeinsamer Kampf, unser gemeinsamer Glaube an den Sieg unserer Sache enthalten, unsere Geschichte."

G. Kaiser



Woher stammt „Kavallerie"?

Die Bezeichnung „Kavallerie" wird vom italienischen cavallo abgeleitet, das seinerseits auf das lateinische caballus zurückgeht. Mit beiden Worten bezeichnet man ein zu verschiedenen Zwecken (z. B. Feldarbeit) verwendetes Pferd (in der lat. Volkssprache in der Bedeutung Gaul, Klepper, im Gegensatz zu equus = Streitroß gebraucht). Aus cavallo entstand dann das italienische cavalleria (Reiterei) und das gleichbedeutende französische cavalerie (cavalier = Mann zu Pferde, dann Edelmann, Ritter, ritterlicher, gebildeter Mann). Im 17. Jahrhundert trat in Deutschland (in Preußen seit 1675) der Ausdruck Kavallerie an die Stelle von „Reuterei", „Reutterschaft", „reisige Hauffen", „Hauffen zu Roß", u. a.

Die Reiterei als organisierte Einheit von Pferd und Mensch im Kriege gab es neben dem Fußvolk schon im alten Ägypten, den Staaten des Zweistromlandes und bei den Stammesverbänden in Kleinasien sowie dem südwestl. und östlichen Asien, vornehmlich bei d e n antiken Völkern, die auf Grund günstiger Bedingungen Pferdezucht betrieben. Bei ihnen wurde auch schon frühzeitig die taktische Verwendung der Reiterei erprobt. Ursprünglich galt in der Sklavenhaltergesellschaft des Orients, Griechenlands und Roms der Heeresdienst zu Pferd als ein



„Das Neue Berlin", 1968, 352 S., 7,20 Mark.

Eberhardt del'Antonio: „Heimkehr der Vorfahren"

Natürlich stammt der Autor nicht aus Italien, wie man hier und da noch hören kann, aber selbst diese falsche Ansicht beweist: Der Dresdner del' Antonio ist im Gespräch und mit ihm die utopische Literatur. Heute kann man ihn zu unseren profiliertesten Vertretern dieses Genres zählen.

Mit seinem Roman nimmt der Autor die Titanus-Geschichte („Titanus", erschienen 1959) wieder auf. Das Raumschiff „Kosmos" kehrt nach mehrhundertjährigem Flug zur Erde zurück. Man lebt im 24. Jahrhundert. Die Besatzung kommt aus einer Zeit, die niemand mehr kennt. Völlig unterschiedliche Entwicklungsstufen begegnen sich. Vena Rendhoff obliegt es, die Vorfahren in die ihnen völlig fremde Welt einzuführen. Doch sie hat es schwer, Unverständnis herrscht, die Konflikte – dem Roman manchmal zu sehr oktroyiert – häufen sich.

Der Autor hat sich einem bei uns noch ungestalteten Problem zugewandt. Es geht nicht um Kontakte zu außerirdischen Lebewesen, um Weltallkatastrophen oder um ins All transportierte irdische Konflikte. Unsere Erde ist Schauplatz, nur etliche hundert Jahre weiter, der Autor zeigt die Welt und (allerdings weniger) die Menschen von übermorgen. Ein lohnendes Projekt, verdienstvoll und unserer utopischen Literatur Möglichkeiten weisend. Del' Antonio versagt es sich nicht, seine Phantasie spielen zu lassen, er führt uns in eine fabelhafte Welt, er läßt seine Helden mit Supertechnik umgehen, um den Leser recht ins Bild zu setzen. Was Wunder, daß dann die Gestaltung der Menschen und ihrer Probleme doch etwas zu kurz kommt, daß die einzigartige Ausgangssituation (jeder der 238 Raumfahrer erhält eine Betreuerin) mehr Prickeln verursacht, als der Notwendigkeit zu entsprechen scheint. Trotz allem: ein lesenswertes Buch, in dem der Autor offenbart, wie er sich die künftige Welt vorstellt.

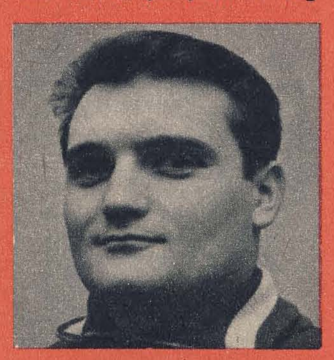
Keiner der heute Lebenden wird ihn überprüfen können; mag manches auch so nicht stimmen, zumindest ist es gut erfunden. *Claus*

besonderes Vorrecht der besitzenden und herrschenden Oberschicht (Aristokratie), weil die Pferdehaltung und Beschaffung der Ausrüstung besondere Mittel erforderten. Im Zeitalter des Feudalismus bildete die Reiterei (Ritter mit ihrem „reisigen" Gefolge) die alleinige Heeresmacht (Organisationsformen: Lanze, Fähnlein, Banner). Mit der Entwicklung der Städte und während der Freiheitsbewegungen (Schweizer Eidgenossen, Hussiten) gewann auch allmählich wieder das Fußvolk an Bedeutung. Daneben wurde z. B. unter Gustav Adolf von Schweden (Dreißigjähriger Krieg) auch die Reiterei zu Fuß fechtend eingesetzt, wodurch eine bessere (doppelte) Verwendung erreicht wurde. Zum Kern der Kavallerie gehörten seit dem Ende des 17. Jahrhunderts in Preußen, Österreich, Polen und Sachsen die Husaren, Ulanen, Kürassiere und die „cheveu-légers" (eigentl. leichte Pferde, dann übertragen auf den Mann = leichte Reiter; vornehmlich in Frankreich und Rußland). Die systematische Einbeziehung der Kavallerie in die militärischen Operationen der Infanterie durch Napoleon I. trug dazu bei, ihr selbständiges Gewicht im Truppenverband herabzumindern, ohne sie taktisch zu einer Magd der Infanterie zu machen (Aufklärungs- und Sicherungsmaßnahmen). Die Ausrüstung der Kavalleristen mit Schußwaffen erhöhte ihre Einsatzmöglichkeiten z. B. im ersten Weltkrieg noch mehr (Zusammenwirken mit der Infanterie, Fernaufklärung, Vorstoß in rückwärtige Verbindungen des Gegners, öfters auch Kampf zu Fuß während des Stellungskrieges). **Dr. Schu.-Fa.**



UNTERLEUTNANT RAINER FRIESKE

Geboren: 11. Oktober 1940. Beruf: Elektromonteur. Klub: ASK Vorwärts Berlin. Größe: 1,84 m, Gewicht: 90 kg.



Wenn die Spalte „größte Erfolge" frei bleibt, so eigentlich nur deshalb, weil die ganz großen internationalen Triumphe noch ausblieben. Nichtsdestotrotz zählt der Rainer zu den Sportlerpersönlichkeiten, die ein Stück Handballgeschichte mitgeschrieben haben – sowohl in seinem Berliner Vorwärts-Klub als auch in der Nationalmannschaft. Immerhin zählt er zum Kreis der Auserwählten, die unsere Republik auf dem Parkett vertreten, und an die 25 Länderspiele wird er zu diesem Zeitpunkt schon bestritten haben. Er kann sich schon zu den „Alten" beim ASK Vorwärts Berlin rechnen, zu den wenigen, die die Verjüngungskur der Handballmannschaft „überlebt" haben. An ihm richtet sich oftmals die junge Vorwärts-Sieben auf – wenn er totsichere Torwürfe pariert oder gar Siebenmeterbälle vereitelt. Nicht selten gilt ihm zuerst der Dank, wenn ein Punktspiel knapp gewonnen wurde. Rainer wollte schon immer einmal Torwart werden. In Lommatzsch hatte er in der Schule mit dem Handballspielen angefangen, bei der Traktor-Jugend stand er schon zwischen den Pfosten. In der Armee, in der er als Kanonier anfing, förderte man sein Talent. Über den damaligen ASK Cottbus kam er zum ASK Berlin und begeistert dort nun schon sieben Jahre lang die Handballanhänger – weniger mit effektvollen Paraden, als mit einem gekonnten Stellungsspiel. **K. W.**



Plexi-SPW

Zur besseren Ausbildung der Schüler der Zentralen Unteroffiziersschule der Tschechoslowakischen Volksarmee wurde der Lehrbasis dieser Anstalt ein SPW zugeführt, dessen sämtliche Aggregate in Plexiglasgehäuse eingebaut sind. Der Unterricht am Modellfahrzeug wird dadurch anschaulicher und einprägsamer.

Dieselelektro-Aggregat Škoda GAP 75

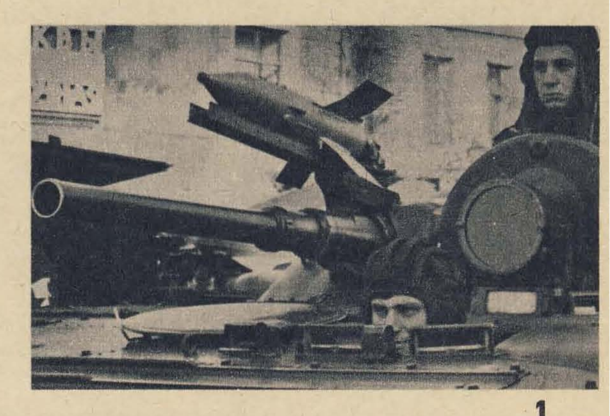
Wie die Zeitschrift „vojenská technika" (ČSSR) berichtet, entwickelten die Škoda-Werke ein transportables Dieselelektro-Aggregat von hoher Leistung, das zur Energieversorgung von Erdbearbeitungsmaschinen eingesetzt wird. Das Aggregat ist mit einem Sechszylinder-4-Takt-Reihen-Motor (stehend wassergekühlt) ausgestattet. Seine Leistung beträgt 90 PS bei 1500 U/min. Das Gerät ist auf einem Einachs-Hänger montiert und so leicht zu befördern.

Fahrstuhl ohne Seile

In Leningrad wurde ein seilloser Fahrstuhl entwickelt. Dabei wird an der Hinterwand eines Schachtes, der aus Metall, Stahlbeton oder Glas sein kann, eine Schiene mit Stützrollen angebracht. Von einem Elektromotor wird die Drehung über einen Antriebsmechanismus an eine Schneckenschraube übertragen, die sich auf die Rollen „aufschraubt" und die Kabine hebt und senkt. Die neue Konstruktion ist nicht nur wesentlich einfacher, sondern auch gefahrloser, weil ein Abstürzen der Kabine ausgeschlossen ist.

Computer registriert Verbrennungsvorgänge

Die genaue Kenntnis der Verbrennungsvorgänge ist von entscheidender Bedeutung bei allen Bemühungen um eine verbesserte spezifische Leistung von Verbrennungsmotoren. Da aber dos Kraftstoff-Luft-Gemisch in weniger als einer tausendstel Sekunde zündet und verbrennt, war es bisher nahezu unmöglich, an diese Aufgabe mit herkömmlichen Mitteln heranzugehen.
Im Forschungszentrum von Shell (England) wurden besonders schnelle Datenverarbeitungsmaschinen eingesetzt, die sich bei der Erforschung der komplexen Reaktionen innerhalb des Verbrennungsvorganges als besonders wertvoll erweisen. Während eines Arbeitsspieles (vier Takte) werden 8 Messungen, unter anderem zur Feststellung des maximalen Zylinderdruckes, der Klopfintensität und Flammgeschwindigkeit durchgeführt und auf Magnetband aufgezeichnet. Nach Speicherung schalten die Meßkeise auf Null zurück, so daß die Werte des nächsten Arbeitspieles registriert werden können.
Die Daten jeder einzelnen Meßreihe werden vom Computer außerdem durch Seriennummer, Eichkonstanten und andere Kennwerte vervollständigt.



1

Gekoppeltes Waffensystem

Immer mehr setzt sich in der Panzer- und SPW-Bewaffnung die Koppelung zweier Waffenarten durch. Zur Bekämpfung von gepanzerten Flugzeugen findet sowohl das rückstoßfreie Geschütz als auch die Panzerabwehrlenkrakete Anwendung. Auch die neuesten SPW der Sowjetarmee, die in ihrer technischen Konzeption zu einer neuen Generation von Schützenpanzern gehören, führen eine kombinierte Bewaffnung (Bild 1).
Der OT 62, ein tschechoslowakischer SPW, ist mit einem Universal-MG in Kuppel und mit einem 82-mm-RG ausgerüstet. Zusätzlich kann ein weiteres rückstoßfreies Geschütz auf dem Fahrzeug mitgeführt werden (Bild 2).

2



„Idealresonator"

Die Phonoelektronik ermöglicht es heute, Ultra- und Hyperschallverstärker von einem bisher unbekannten Verstärkungsgrad herzustellen.
Eines der Versuchssysteme, die im Laboratorium für gekoppelte Felder der Militärtechnischen Akademie in Warschau entwickelt wurden, war eine phonoelektronische Lampe mit äußerem Elektronenfluß. Danach wurde der erste phonoelektronische Verstärker, der sogenannte Phaser, gebaut.
Bereits im Dezember 1967 konnten damit zum ersten Mal praktische Proben durchgeführt werden, die zu einem aufsehenerregenden Ereignis in der Elektronik wurden. Was nämlich auf natürlichem Wege unerreichbar schien, wurde vollbracht: Es wurde eine Schaltung entwickelt, die nach Zuführung einer Spannung vollkommen dämpfungsfrei ist. Der dabei verwendete Kristall wird vom physikalischen Gesichtspunkt zum „Idealresonator".

Glühlampen mit integrierten Schaltungen

Signallampen zur direkten Zusammenschaltung mit integrierten Schaltungen hat die US-Firma Dialight Co. entwickelt. In der Lampen-Kapsel sind ein Transistor und eine Diode untergebracht. Die Glühlampe selbst benötigt 4,5 V, die Lebensdauer beträgt 20 000 Stunden.

Verwendung gebrauchter Gummireifen

Aus abgenützten Gummireifen von Kraftfahrzeugen kann nach einem ungarischen Verfahren ein wertvolles Rohmaterial gewonnen werden. Nach Zerstückelung des Gummiabfalls – bei praktisch minimaler Verschmutzung – werden Textil- und Gummiteile voneinander getrennt. Der Gummi wird bis zur gewünschten Kornfeinheit (bis 4 mm) gemahlen, wonach das gewonnene Granulat verschiedentlich verwendet werden kann. (Regenerier-Trockenverfahren, Gummi-Bitumen, Herstellung von Gummiteppich-Unterlagen usw.) Aus den vom Gummi befreiten Textilabfällen kann man Tapezierwatte, Ton- und Wärmeisolierplatten und anderes mehr erzeugen.

Panhard AML

„Auto-Mitrailleuse Légère" heißt die Abkürzung AML des leichten 4-Rad-Kampfwagens von Panhard (Frankreich). Ursprünglich für Kleinkriege entwickelt, wurde das Fahrzeug vor kurzem mit neuen Waffensystemen versehen. Bild 3 zeigt den AML mit einem 60-mm-Granatwerfer und einer 20-mm-Kanone, Bild 4 mit Drehturm und 90-mm-Kanone sowie Panzerabwehrlenkraketen. Die Höchstgeschwindigkeit auf Straßen wird mit 90 km/h, der Fahrbereich mit 600 km angegeben. Die Watfähigkeit soll bis zu einem Meter betragen. In der ersten Version hat das Fahrzeug eine Gefechtsmasse von 4800 kg, in der zweiten Version beträgt sie 5500 kg. Die Waffen werden alle manuell gerichtet.



3

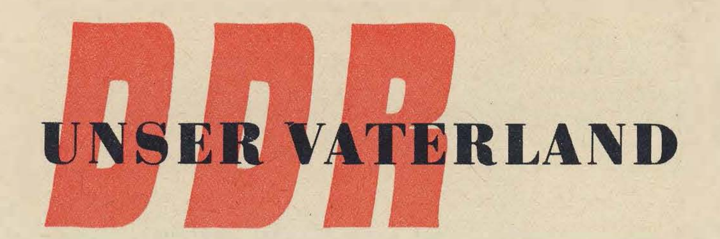


4

Glasisolierte Drähte für hohe Temperaturen

Eine britische Firma ließ ein Verfahren zur Isolierung von Feindrähten und -streifen patentieren, die in der Kerntechnik und auf anderen Gebieten Verwendung finden, wo hohe Temperaturen herrschen und die Isolierstärke auf ein Minimum beschränkt sein muß. Das verwendete Isoliermittel ist ein Spezialglas, das auf Grund seiner elektrischen Eigenschaften ausgewählt wurde. Es kann auf viele Metallarten aufgebracht werden, einschließlich Nickel, Kupfer, Konstantan und seltene Metalle für Thermoelemente. Die Isolierstärke beträgt durchweg nur 0,005 mm, und die Spannungsfestigkeit, gemessen an einer verdrillten Doppelleitung, liegt zwischen 400 und 800 V Wechselstrom.





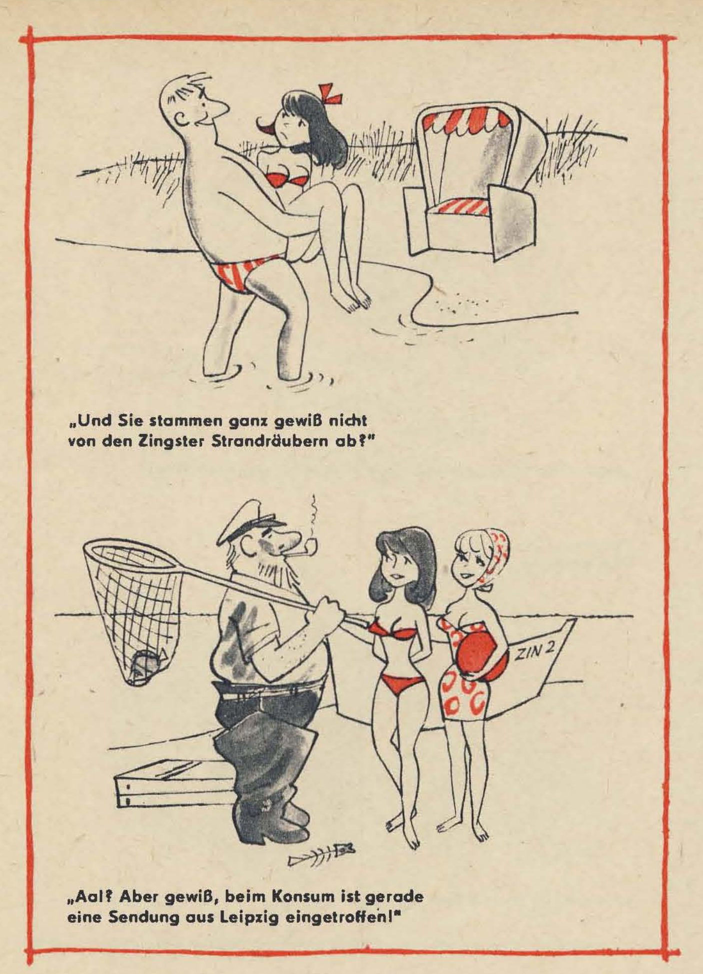
„Und wenn du mich zwingst, nie wieder Zingst!" Dieser böse Vers ist wirklich einmal geprägt worden, und man denkt, wenn man ihn hört: Das muß ja ein ganz entsetzliches Nest sein. Und es handelt sich denn wohl sicherlich nicht um jenes Ostseebad, das da im Osten an den Darß angehängt ist.

Doch, dieses Zingst ist gemeint. Aber natürlich hat nicht etwa ein Badegast aus einem FDGB-Heim diesen Vers erfunden. Er stammt aus jenen tausend braunen Jahren, als es den Nazis einfiel, die friedliche Entwicklung des Ortes zu einem Seebad zu unterbrechen und hier ihre Landsknechte für die Unterjochung Europas zu drillen. So bauten sie den Zingstern ein Arbeitsdienstlager und eine Flakschule vor die Nase, und so mancher der hier gequälten Soldaten mag diesen verzweifelten Spruch in eine Wand geritzt haben, wenn er das Dorf verließ, um an einer Front verheizt zu werden.

Ich habe viele Jahrzehnte Zingster Entwicklung miterlebt, bin dort geboren, und so weiß ich: Der Name Zingst kommt von „Zeno" – Heuwiese. Noch viele andere Flur- und Ortsnamen sind slawischen Ursprungs.

So um das Jahr 1000 herum entstanden hier die ersten Siedlungen, als in dieser Gegend die Wendenfürsten Wizlaw, Watislaw und andere regierten. Hier wurde Heu gewonnen, damals schon im Großen für das Land Stralsund. Der Boden ist nicht gut, ist Dünensand mit dünner Humusschicht, aber die Feuchtigkeit der Luft läßt das Gras wachsen, daß man es beinahe hören kann, und so hörten es auch die Gründer des VEG für industrielle Futtergewinnung und richteten hier einen modernen Großbetrieb ein, der das Gras nicht wachsen läßt, wie es will, sondern wie die Genossen der Leitung es wollen. Sie erzielen immerhin einige Ernten im Jahr, trocknen und silieren es und ernähren damit 10 000 Kühe und noch mehr Schweine.

Das ist ein ganz schöner Happen, und mit diesem Happen ernähren sie nicht nur die fast vierhundert Werktätigen des Betriebes mit ihren Familien, sondern auch noch einen großen Teil unserer Bevölkerung und all die Tausende Kurgäste, die sich am Strand aalen (ohne Aal). Und so haben wir denn als Zingster Wappentier auch keinen Aal, sondern ein bronzenes Seepferdchen, das hoch vom Kurhaus über die grünen Flä-



„Und Sie stammen ganz gewiß nicht von den Zingster Strandräubern ab?"

„Aal? Aber gewiß, beim Konsum ist gerade eine Sendung aus Leipzig eingetroffen!"

chen blickt, die vom Genossen Herbert Maltzahn und seinen VEG-Männern und von modernen Maschinen aus Sumpf, Rohrbrüchen und Mückenwiesen und aus dem Bombenversuchsfeld der Nazis hervorgezaubert wurden. Dieses Gebiet war bei Kriegsende ein einziges Loch. Tausende Trichter mußten eingeebnet werden. „Nimm die Blumentöpfe abends rein, sonst mäht das VEG die auch ab", heißt ein neuer Spruch.

Der Wind unseres Aufbaus hat so auch Zingst ein neues Gesicht gegeben.

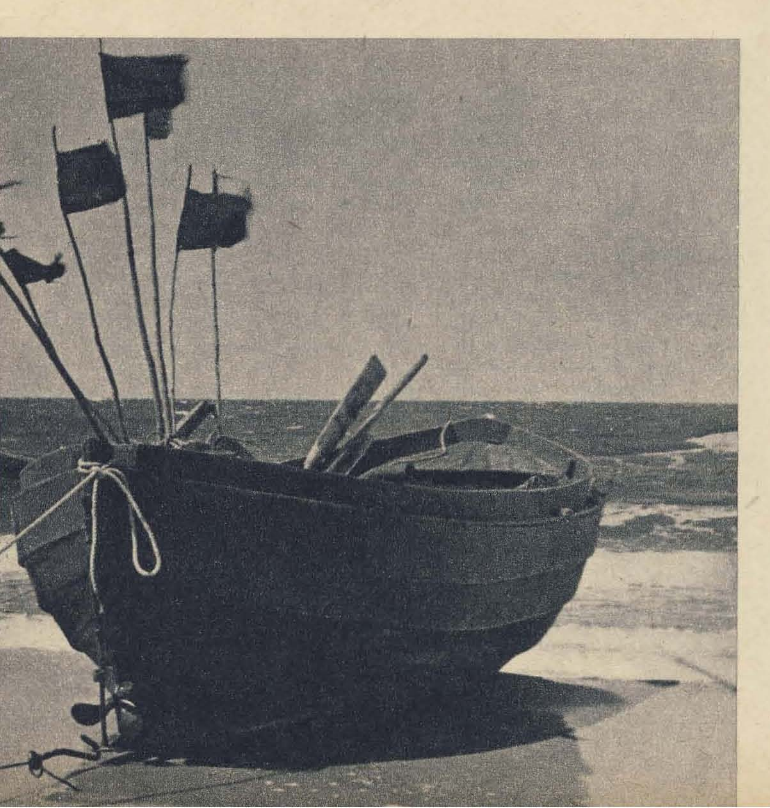
Das Dorf platzt aus allen Nähten. Einer sagte mal zu mir: „Gibt es denn in Zingst gar keine Stelle, wo keine Steine und kein Kies angefahren sind?"

Nicht nur symbolisch ist zu nehmen, daß die Männer des VEG und die Genossen der NVA, Grenzer und Flak, durch ein gemeinsames Tor gehen. Ein großer Wirtschaftshof entsteht, und mancher junge Soldat, der an der Küste seinen Dienst versieht, findet hier seinen zukünftigen Arbeitsplatz. So bauen sie beide, das VEG und die NVA, immer mehr schöne, moderne Wohnhäuser für ihre Mitglieder und Genossen, und so mancher Soldat wird Traktorist oder Spezialist und findet ein Zingster Mädchen.

Aber vergessen wir über all dem doch nicht das Ostseebad Zingst! Das Kurhaus bauten wir 1946 aus dem Material der Nazikasernen und so manches neue Heim und die Wasserleitung und das Warmbad. FDGB-Heime entstanden und ein Textilkaufhaus und Straßen... nein, mit den Straßen sieht es noch schlecht aus. Aber geplant sind sie schon.

Apropos Badeort. Vor etwa achtzig Jahren fing es wohl an, als die große Zeit der Segelschiffahrt zu Ende ging und ein großer Teil der Bevölkerung gen Hamburg zog.

Sogar eigene Segelschiffswerften hat Zingst gehabt damals und fast viertausend Einwohner, unter ihnen tüchtige und gesuchte Kapitäne und Matrosen, die alle Meere



befuhren zwischen Rio und Hongkong. Auf dem Friedhof kann man noch ihre Grabsteine sehen.
Nach der großen Sturmflut 1871 und 1872, als Zingst völlig unter den Wellen der Ostsee verschwand und fast alles Vieh und viele Menschen ertranken, baute man endlich die Schutzdeiche. Demnächst werden sie verstärkt.
Als in diesem Winter wieder der „blanke Hans" die Dünen zum Teil wegriß, haben die Genossen der NVA zusammen mit den Einwohnern die größte Gefahr gebannt.
Damals also vor 80 Jahren kamen die ersten Badegäste; wie die Chronik berichtet, sollen es Sachsen gewesen sein, und so wird Zingst immer noch lustigerweise als die „sächsische Badewanne" bezeichnet. Diesen ersten Reiselustigen gefiel das damals stille Seefahrer- und Fischerdorf so gut, daß sie auch die umständliche Dampferfahrt von Barth herüber oder das Übersetzen im offenen Ruderboot nicht scheuten. Zingst war nämlich damals noch als eine richtige Insel vom Darß getrennt. Endlich schüttete man das Mündungsstück dieses Stroms zu und fertig war die Halbinsel.
So um 1910 herum baute dann die Eisenbahn eine solide zweihundertfünfzig Meter lange Drehbrücke und eine Zugverbindung bis Prerow.
Für den Seeräuber Klaus Störtebecker etwas zu spät, der es im vierzehnten Jahrhundert mit seinen Raubzügen leichter gehabt hätte, denn diese Bahnstrecke führte nicht weit von seinem Raubnest „Hertesburg" vorbei, dessen Reste, Ringwälle und Gräben man noch sehen kann. Diese Burg aber ist viel älter, schon vor tausend Jahren soll sie bestanden haben.
Ob es Fabel ist, daß die Pastoren früher von der Kanzel gepredigt haben: ‚Gott segne unseren Strand', ist nicht mehr festzustellen. Danach sollen die Zingster und Darßer nachts mit schaukelnden Sturmlaternen, die sie Kühen an die Schwänze banden, Schiffe auf die Sandbänke gelockt haben, um sie dann auszuplündern.



„Hach, Dieter, Du riechst heute wieder so gut nach Teer!"

Zeichnungen und Text: Kurt Klamann

„Alois weißt Du, ich überleg mir's. Ich werde doch länger dienen!"

Aber daß wir zweihundert Jahre schwedisch waren, beruht auf Wahrheit. Zu dieser Zeit, der Zeit der Belagerung von Stralsund im Dreißigjährigen Krieg, ist auch Wallenstein in Zingst und auf dem Darß zur Jagd gewesen. All das ist Geschichte und endgültig vorbei, und Zingst ist kein armes Fischerdorf mehr. 40 000 Badegäste lassen ihr Geld in Zingst, womit ich aber keinesfalls auf die Strandräubertradition anspielen will. Sie bringen Wohlstand ins Dorf, und es gibt Beschäftigung für alle. Das VEG wächst und braucht Menschen, und außerdem gibt es noch den Küstenschutzbetrieb, ein Sägewerk, die sich immer mehr modernisierende Fischereigenossenschaft, den Forstbetrieb, den FDGB und Dienstleistungsbetriebe. Aber eines weiß ich bestimmt, daß es nämlich nicht wahr ist, daß alles an den Kurgästen verdiente Geld bis zum 1. Mai, dem Eintreffen der neuen Gäste, wie man so sagt, auf den Kopf gehauen sein muß.
Es klettert dann auch kein Zingster mit dem Fernrohr auf den höchsten Baum, um zu melden, daß der erste Gast mit gefüllter Brieftasche in Sicht ist.
So, zum Schluß möchte ich Sie einmal fragen, ob Ihnen bekannt ist, daß das berühmte Lied „Wo de Ostseewellen trecken an den Strand" in Zingst seine Heimat hat. Die Zingster Heimatdichterin Martha Müller-Grählert hat es gedichtet. Die Schlußzeile steht auf ihrem Grabstein:

„Hier bün ick to Hus"

Unterwegs

Stille liegt über dem festlich geschmückten Saal. Das Gemurmel der zur Auszeichnung angetretenen Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere sowie der Bestenkollektive aus allen Waffengattungen der NVA ist verstummt. Jeden Moment kann der Minister eintreten.
Oberfeldwebel Kuno Szczypski spürt, wie ihn die Erregung packt. Die Hände scheinen ihm irgendwie im Wege zu sein. Überhaupt kommt er sich streif, verkrampft vor. Dabei war ihm das noch nie passiert. Wie oft führte er mit seinem dritten Zug vor hohen Offizieren Ausschnitte aus der Gefechtsausbildung vor; als Lehrbeispiele sozusagen. Und immer war er ruhig geblieben. Aber heute . . .
Der 26jährige Oberfeldwebel mit der sportlich trainierten Figur, dem kantigen Gesicht und dem glatten blonden Haar, gelernter Dreher und jetzt Berufssoldat, steht vor einem Höhepunkt seiner bisherigen militärischen Laufbahn. Ein Gefühl des Stolzes erfüllt ihn, es verdrängt ein wenig seine Aufregung.
Als der Minister erscheint, schlägt dem Oberfeldwebel einige Sekunden lang das Herz bis zum Halse. Bei der kurzen Begrüßungsansprache jedoch wird er ruhiger, gefaßter. Und zu seinem eigenen Erstaunen ist er die Ruhe selbst, als ihm der Minister die Auszeichnung überreicht. Der dritte Zug der motorisierten Schützenkompanie Niederlein erhält als „Bester Zug" die Verdienstmedaille der NVA in Bronze. Anerkennung für mühevolle Arbeit.
Stolz nimmt Kuno Szczypski Urkunde und Medaille entgegen. Stolz, daß sein Zug nun zu den besten Kollektiven der NVA gehört. Freundschaftlich ermuntert ihn Armeegeneral Hoffmann, weiterhin so vorbildlich zu arbeiten und sich nun neue, noch höhere Ziele zu stellen.
„Ich diene der Deutschen Demokratischen Republik!" erwidert Oberfeldwebel Szczypski. Und er legt in dieses Versprechen den festen Vorsatz, den Ratschlag des Ministers gewissenhaft zu befolgen — gemeinsam mit den Soldaten.

Ein solides Fundament

Der Weg zu jenem 18. Oktober 1967 war mit großen Anstrengungen gepflastert und mit Litern von Schweiß getränkt.
Seit dem FDJ-Aufgebot im September 1961 freiwillig Soldat, qualifizierte sich der ehrgeizige Dreher zum Gruppenführer, verpflichtete sich als Berufssoldat und entwickelte sich zum Zugführer. Menschen führen, junge Soldaten erziehen, ihnen die notwendigen Kenntnisse und Fähigkeiten vermitteln, das hat er in diesen Jahren gelernt. Und er machte dabei u. a. eine wichtige Erfahrung: Man kann den Soldaten nicht einseitig hohe militärische Forderungen stellen, ohne gleichzeitig in ihrem Inneren den Boden dafür vorzubereiten. Auf das persönliche Verhältnis, auf die sozialistischen Beziehungen zwischen den Vorgesetzten und den Soldaten kommt es an.
Als im Mai die jungen Soldaten kamen, sprach er auch diesmal mit jedem von ihnen. Oberfeldwebel Szczypski lernte ihre Eigenschaften und Fähigkeiten, ihre Auffassungen und Probleme kennen, erzählte ihnen auch seinen eigenen Werdegang. So sahen die Genossen in ihm nicht nur den strengen Kommandeur, sondern vor allem ihren Klassengenossen. Nach seinem Vorbild handelten auch die Gruppenführer.
Damit war ein solides Fundament gelegt, worauf der Zugführer weiter bauen konnte.
Schon nach einigen Wochen besaß der Zug einen guten Ausbildungsstand und redete im Wettbewerb innerhalb der Kompanie ein gewichtiges Wort mit. Dicht hinter dem zweiten Zug von Unterleutnant Hanker rangierte er an zweiter Stelle. Ein Ergebnis, das eigentlich zu keinerlei Besorgnis Anlaß gab. Doch der „Oberfeld", so nannten ihn die Soldaten, war damit nicht zufrieden. Er brannte darauf, dem zweiten Zug den Rang streitig zu machen.
An einem heißen Augusttag 1967 fiel die Entscheidung. Der Oberfeldwebel hatte sich genau informiert: Beim Gruppengefechtsschießen hatten sie bereits mit dem zweiten Zug gleichgezogen. Wenn sie bei der heutigen Sturmbahnausbildung eine bessere Note als der zweite Zug erreichten, wäre der erste Platz sicher.
Die Ausbildung erfolgte in voller Montur. Heiß prallte die Sonne vom Himmel. Kein Windhauch rührte sich, und die Luft flimmerte.
„Sie wissen, worum es geht, Genossen! Von jedem hängt es ab, ob wir den zweiten Zug übertrumpfen."
Der Zugführer schaute nacheinander in die Gesichter seiner Männer. Er wußte, was jeder zu leisten vermochte, und war überzeugt, daß bei ihnen der erste Platz „drin" war. Und auch die Soldaten waren sich einig, sich tüchtig anzustrengen. Es ging um die Ehre ihres Zuges und um die führende Position ihrer Kompanie innerhalb des Truppenteils.
Oberfeldwebel Szczypski ging zuerst über die Sturmbahn. Seit jeher führte er seinen Soldaten auch die schwierigsten Ausbildungselemente selbst vor. Das spornt an, setzt Maß-

stäbe, gibt moralischen Anreiz. Und er unterbot beträchtlich die Zeitnorm für die Note Eins.
Dann liefen die Soldaten. Immer ein leistungsstarker Genosse mit einem Schwächeren. Als Schrittmacher gewissermaßen. Soldat Graßhoff beispielsweise, der als Radsportler selbst nach einem 50-km-Fußmarsch noch seine 60 bis 70 Trainingskilometer herunterstrampelt, lief mit dem Soldaten Jost, der sich bisher kaum sportlich betätigt hatte.
„Tempo! Tempo!" riefen die Soldaten an der Strecke im Sprechchor. Begeisterung, Wettkampffieber.
Ergebnis: Jost und Bock schafften die für ihr Leistungsvermögen ausgezeichnete Note Zwei, alle anderen die Eins. Zugdurchschnitt: Eins. Damit hatten die Genossen die Spitze erobert Sie gaben sie bis zum Ende des Ausbildungsjahres nicht wieder ab.

Start mit Hindernissen

Nun hat das neue Ausbildungsjahr begonnen. Es bringt für die Soldaten, nun im zweiten Diensthalbjahr stehend, neue, schwierigere Aufgaben. Urkunde und Medaille, in einer Vitrine für alle sichtbar aufbewahrt, sind für sie keine Schlummerrolle. Sie betrachten sie vielmehr als Verpflichtung, nun um noch größere Ausbildungsergebnisse zu ringen, wie es der Minister dem Zugführer geraten hatte.
„Die Auszeichnung würdig verteidigen ..." heißt das neue Kampfziel des dritten Zuges. Worte, hinter denen persönliche Verpflichtungen stehen: Kampf um Bestentitel, gute Schießergebnisse, Schützenschnüre, Sportabzeichen ... Resultat zahlreicher Gespräche, die der Zug- und die Gruppenführer mit den Soldaten führten.
Es wird schwer sein, den Titel zu verteidigen. Darüber gibt sich Oberfeldwebel Szczypski, inzwischen Kandidat der SED geworden, keinen Illusionen hin.
„Alle sehen auf uns, beobachten uns kritischer als zuvor, wollen uns übertrumpfen. Wenn da nicht jeder tüchtig mitzieht, ist es sinnlos."
Die Schwierigkeiten beginnen mit dem ersten Tage. Alle Gruppenführer sind ausgeschieden, dazu acht der besten Soldaten, die jetzt als Gruppenführer eingesetzt sind.
Szczypski hat neue Gruppenführer. Unteroffizier Wiedenbein ist gerade erst vom Lehrgang gekommen. Er gibt sich große Mühe, braucht jedoch noch praktische Erfahrungen. Die Gefreiten Wolf und Schubert sind zwei jener Soldaten, die vorzeitig befördert und mit dem Bestenabzeichen geehrt wurden. Gute Soldaten, aber damit sind sie noch keine guten Gruppenführer.
„Mir war es anfangs ein komisches Gefühl", bekennt Hans-Ulrich Wolf, gelernter Schornsteinfeger. „Wie sollte ich es anfassen? Mit Dürr und Kießling war ich bisher in einer Gruppe. Wie wird es gehen, wenn ich ihnen jetzt befehlen muß? Reißt einmal eine Nachlässigkeit ein, wäre meine Autorität futsch.



Am Schießstand, Pinselzeichnung von Erhard Settnik

Ich erwartete wer weiß was für Schwierigkeiten. Doch gerade das Gegenteil trat ein. Die Genossen tun, was ich sage. Besonders Soldat Bünger, der der Partei angehört, macht diszipliniert seinen Dienst. Schließlich sind wir alle interessiert, den Titel zu verteidigen."
Soweit – so gut. Oberfeldwebel Szczypski jedoch hat noch andere Sorgen. Die Gruppenführer müssen einen Teil der Ausbildung selbständig durchführen, Exerzieren, Schießausbildung, Gefechtsdienst ... In der instruktivmethodischen Ausbildung kriegen sie gute Hinweise, auch die Stundenbilder sind eine wertvolle Hilfe. Doch das reicht nicht. Um die Soldaten methodisch richtig ausbilden zu können, sind auch praktische Erfahrungen notwendig. Wohl oder übel muß der Zugführer einspringen und den Genossen mit seinen Erfahrungen helfen. Eine Arbeit, die seine wertvolle Zeit kostet, nicht selten seine Freizeit.
„Meine Frau ist nicht begeistert, wenn ich manchmal erst um 19 Uhr oder noch später nach Hause komme", meint der Zugführer. „Aber was soll ich machen? Hat man sich ein Ziel gestellt, muß man alles tun, um es zu erreichen."



Überholmanöver

Januar 1968. In den Nordbezirken unserer Republik toben eisige Schneestürme. Verwehte Straßen, abgeschnittene Dörfer, unterbrochene Stromversorgung, stockender Verkehr. Freiwillige Helfer aus der Bevölkerung, Soldaten der NVA und der Sowjetarmee stehen tagelang pausenlos im Einsatz. Die sozialistische Menschengemeinschaft besiegt die Naturgewalten.
Auch die Kompanie Niederlein bezwingt in diesen Tagen Frost, Schnee und Eis. Und vor allem sich selbst.
Fußmarsch über 50 Kilometer. Bei 17 Grad unter Null am Tage und unter 20 Minusgraden bei Nacht. 48 Stunden sind die Soldaten unterwegs. Ein harter Brocken.
Metertiefe Schneewehen, verschneite Waldwege, spiegelglatte Landstraßen. Der Frost sticht in die Gesichter. Die Stiefel versinken, rutschen aus, werden schneenaß und gefrieren bocksteif. Und Blasen an den Füßen.
Die Waffe drückt. Das Marschgepäck wird mit jedem Kilometer schwerer. Marschsicherung. Beziehen einer Verteidigungsstellung. Eingraben. Einen Angriff abwehren und weiter. Unter den harten Bedingungen des Winters kostet der Marsch mehr Kräfte als sonst. Einzelne Soldaten werden vorübergehend schwach, fallen zeitweilig zurück. Kameraden holen sie heran, tragen eine Zeitlang ihre Waffen, ihr Gepäck. Bis sie wieder bei Kräften sind. Durchhalten! Sich selbst bezwingen!
Beim Kilometer 35 wird ein Bereitstellungsraum bezogen. Rast. Aber der Verpflegungswagen bleibt aus. Steckengeblieben.
Derbe Soldatenflüche. Die Stimmung sinkt unter Null. Erst nach Stunden bringt ein SPW Brot, Butter, Wurst, heißen Tee. Vom liegengebliebenen LKW übernommen. Kein Magen knurrt jetzt mehr. Kein Fluch mehr.
Die letzten 17 Kilometer stehen bevor. Die Züge marschieren einzeln weiter. In Abständen von zehn Minuten. Der dritte zuletzt.
„Reißt euch noch einmal zusammen, Genossen! Je eher wir zu Hause sind, desto früher liegen wir in den Betten!“
Die Soldaten Bock, Hillner und Bernutz marschieren an der Spitze. Befehl des Zugführers. Sie hatten auf den vorherigen Abschnitten Schwächeperioden. Nun geben sie das Tempo

an. Und sie marschieren, was das Zeug hält. Wo es möglich ist, wird Gleichschritt gehalten. Es marschiert sich leichter.
„Ob wir die anderen Züge einholen würden?“ Soldat Bünger hat diesen Gedanken. Oder Graßhoff? Keiner weiß es mehr recht. Die Idee ist gut. Wie ein Funke springt sie von Mann zu Mann. Sie muntert auf, strafft die müden Glieder, beschleunigt die Schritte. Kaum zu glauben, woher die Kräfte kommen.
Wer ist hier eigentlich der Schrittmacher?
Im Eilschritt geht es am ersten Zug vorbei. Das Tempo ist hoch. Bock, Hillner und Jost fallen zurück. Der „Oberfeld“ holt sie heran. Das Kollektivergebnis entscheidet.
Nun liegt nur noch der zweite Zug vorne. Er marschiert ebenfalls zügig. Erst beim zweiten Anlauf wird er eingeholt. Der Kompaniechef, der hier mitmarschiert, staunt. Er ruft den Männern um Szczypski anerkennende Worte zu. Sie marschieren unbeirrt vorbei, vergrößern den Vorsprung.
Der dritte Zug behauptet die Spitze. Mit 300 Metern Vorsprung gelangt er ans Ziel. Durchgefroren, müde und zerschlagen, doch stolz darauf, an den letzten beiden Tagen die Ehre des Zuges würdig verteidigt zu haben, fallen die Soldaten in ihre Betten.

Beim Schießen und anderswo

Die Scheiben auf dem Schießplatz verschwimmen im milchigen Grau dieses Februartages. Vom Horizont keine Spur. Alles andere, nur kein Schießwetter heute. Und dabei soll die Kompanie für die erste Einzelgefechtsübung trainieren!
Leutnant Niederlein, der Kompaniechef, sieht prüfend zum wolkenverhangenen Himmel. Wenig Hoffnung, daß er sich aufhellen wird. Dennoch wendet er sich an die Soldaten:
„Wir können uns das Wetter nicht aussuchen, Genossen! Schon gar nicht im Gefecht! Also werden wir schießen . . .“
Kurz darauf jagen aus den MPi und lMG die ersten Feuerstöße in den Dunst.
Oberfeldwebel Szczypski führt die Pistolenschützen hinüber zum Pistolenschießstand. Hier sind die Scheiben näher, besser zu sehen. Dreimal hatte die Kompanie die Übung bereits trainiert. Von der anfänglichen Durchschnittsnote 3,4 schraubten die Genossen des Zuges Szczypski ihr Ergebnis auf eine glatte Drei. Ob jedoch heute eine Steigerung „drin“ ist?
„Schwer zu sagen.“ Der Zugführer schaut zweifelnd zum Himmel und zuckt mit den Schultern.
Bedingungen, Schußzahl, Entfernungen, Bewertung? Der Oberfeldwebel prüft die Kenntnisse der Soldaten über die Pistolenübung. Er erklärt nochmals den Ablauf, bestimmt den Schreiber und läßt Munition ausgeben.
Mitmachen, Vormachen, Schrittmachen — nach diesem bewährten Prinzip verfährt Genosse Szczypski auch hier. Als erster geht er zur Feuerlinie. Er visiert an, drückt ab — Treffer. Zweite Scheibe — ebenfalls Treffer. Jeweils mit dem ersten Schuß.
Dann schießen die Soldaten. Sorgfältig überwacht der Zugführer ihre Handlungen. Laden, Verschluß spannen und vorschnellen lassen, sichern . . . Mancher vergißt den Sicherungshebel herumzulegen.
Genosse Szczypski sieht und korrigiert sofort jede Kleinigkeit. Hier kann er es, es ist noch Training. Jetzt jede Einzelheit richtig gelehrt, das ist besser, als angelernte Fehler später ausmerzen zu müssen. Das spart Zeit, manchen Ärger und führt systematisch zu besseren Leistungen. Hier beim Schießen wie anderswo.
Acht Patronen empfängt jeder Schütze zur Bekämpfung der beiden Ziele. Für die Note Eins dürfen nicht mehr als vier Schuß verbraucht werden. Doch die meisten Soldaten geben fünf oder gar sechs Schuß wieder zurück. „Eingespart“, sagen sie, stolz darauf, mit dem ersten oder zweiten Schuß getroffen zu haben.
Zwölfmal Note Eins und je einmal Zwei und Drei zählt der Oberfeldwebel in der Schießkladde, nachdem alle Genossen geschossen haben. Wie aber sehen die Ergebnisse beim MPi- und lMG-Schießen aus? Beim Kompaniechef auf dem Kommandoturm erkundigt sich der Oberfeldwebel.
„Es läuft eigentlich ganz gut, besser als erwartet“, meint der Leutnant. „Mit der Zeit gewöhnen sich die Genossen an die miese Sicht.“
Erstaunt und sichtlich befriedigt liest Szczypski aus den Notizen des Kommandeurs, daß seine Soldaten gut im Rennen liegen. Kormann, Graßhoff und Grünhagen, die voriges Mal eine Vier schossen, haben jetzt eine Zwei. Großartig! Gefreiter Wolf sowie die Soldaten Bernutz, Kießling und Schulz haben sich um eine Note gesteigert. Auch prima!
Am Ende des Schießens haben die Genossen des Zuges Szczypski ihr Durchschnittsergebnis um weitere vier Zehntel auf 2,6 verbessert. Drei Zehntel noch über dem Kompaniedurchschnitt. Sie haben gehalten, was sie mit ihren Verpflichtungen versprachen. Unterwegs zu neuen ausgezeichneten Ausbildungsergebnissen bestimmen sie auch weiterhin Maßstäbe, Tempo und Marschtritt.

*

Der feierliche Appell zu Ehren des 12. Jahrestages der Nationalen Volksarmee ist vorüber. Kuno Szczypski wurde Stabsfeldwebel. „In Anerkennung hervorragender Leistungen . . .“
„Herzlichen Glückwunsch! Alles Gute! Weiter so!“ Die Gruppenführer gratulieren ihm, seine Soldaten.
Der Zugführer bedankt sich bei ihnen und zeigt auf den funkelnagelneuen Stern auf seinem Schulterstück:
„Das ist nicht allein mein Verdienst, Genossen. Ihr alle habt ihn mitverdient. Aber denkt daran, erst am ersten Mai wird das zweite Ausbildungshalbjahr abgerechnet . . .“

Milde / Dressel



„Wenn ARBEITER und BAUERN..."

Von Oberst a. D. Gottfried Grünberg

Sieh mal einer an! Wie nett, wie entgegenkommend sie doch sind! „Für die Macht der Arbeiter und Bauern" drucken sie über eine Flugschrift, die sie uns schicken. Wie sollten sie die auch bei sich verbreiten! Wo haben sie denn bei sich in Westdeutschland auch nur begonnen, die Macht der Arbeiter und Bauern zu errichten? Vielleicht im Aufsichtsrat der Banken? Im Bundestag? Oder in der Regierung? Nein, die Bauern gehen drüben vielmehr mit der Losung auf die Straße: „Strauß und Schiller – Bauernkiller". So können wir mit einem Klassiker sagen:

„Wir kennen die Weise, wir kennen den Text,
wir kennen auch die Herren Verfasser . . ."

Ein „Für die Macht der Arbeiter und Bauern" aus deren Munde – das ist ein großer Schwindel. Ein altes und abgeklappertes Lied!
Unterhalten wir uns besser über alte und neue Lieder, die uns etwas zu sagen haben!
Wer hat es nicht gern gesungen, das:

„Wir sind des Geyers schwarze Haufen . . .
Wir wollen mit Tyrannen raufen . . ."

Das ist ein Kampflied aus dem Großen Deutschen Bauernkrieg. Andere Länder, andere Namen – Stepan Rasin, Pugatschow, John Ball . . . Ja, die Geschichte der Welt ist voll von Kämpfen der Bauern gegen ihre Unterdrücker. Bis in die Gegenwart. Aber niemals konnten die Bauern allein siegen. Daran hinderte sie ihre Zersplitterung und ihr unmittelbares Kleineigentümerinteresse . . .
Und wer kennt wohl nicht jenes Lied vom „kleinen Trompeter". Das „junge Rotgardistenblut" fiel unter den Kugeln des Klassenfeindes. Das war in Halle. Ich habe ein anderes, aber ähnliches Beispiel erlebt.

Wir hatten damals, 1920, im Kampf gegen die reaktionären Kapp-Putsch-Generale im Ruhrgebiet eine starke Armee von 100 000 Mann geschaffen. Wir trieben die Militaristen bis Wesel. Doch dann kam der Augenblick, wo ich das Schloß meines MGs in den Rhein werfen mußte. Was war geschehen?

Da lagen morgens plötzlich herrenlose Gewehre herum. Andere Kämpfer sagten: „Jetzt ist der Kampf zu Ende, wir gehen nach Hause." Sie vertrauten den demagogischen Versprechungen der rechten SPD-Führer im „Bielefelder Abkommen".

Und noch etwas. Die Rote Armee war eine reine Arbeiterarmee. Auf dem Wege nach Wesel waren wir durch ein reines Bauerngebiet gekommen. Wir brauchten natürlich auch Lebensmittel. Doch die Bauern standen abseits, waren abweisend, ja sogar feindlich. Jene, die heute demagogisch vorgeben, für die „Macht der Arbeiter und Bauern" zu sein, hatten den Bauern weisgemacht, die Arbeiter wollen ihnen die Religion, die Frauen, das Land rauben.

Auf dem Rückzug mußten wir dann in Walsum Verwundete und 10 Krankenschwestern zurücklassen. Sie wurden alle erschossen. Auch die Mädchen. Und die das taten, waren meist Bauernsöhne in Uniform.

So gab es viele tragische Beispiele des Nebeneinanders und Gegeneinanders der Werktätigen in Deutschland. Wer auf jene hört, die die Arbeiterklasse spalten, ihre marxistische Partei bekämpfen und die Bauern gegen die Arbeiterklasse aufhetzen, der tut nichts für die Macht d e r Arbeiter und Bauern, sondern das Wichtigste für die Macht ü b e r die Arbeiter und Bauern.

Ich habe später in einem Kriegsgefangenenlager in der Sowjetunion, wo ich Aufklärungsarbeit leistete, Bauernsöhne aus jener Gegend getroffen, durch die wir 1920 gezogen waren. Ich hörte sie einige Male von „Minensuchgerät 42" sprechen. Danach befragt, wichen sie mir aus. Endlich kam doch einer mit der Sprache heraus. Das „Minensuchgerät 42" entpuppte sich als Minenfeld, in das sowjetische Menschen getrieben wurden. Ich fragte ihn: „Und wenn die Amerikaner (die sich damals bereits dem Rhein näherten) mit deiner Familie das gleiche tun?" Über diese Frage war jener rheinische Bauer sehr überrascht: „Wir sind doch Deutsche!" Mit Russen und Ukrainern und anderen „Untermenschen" aber konnte man es machen? Diese verbrecherische Verblendung hatten die Nazis erreicht, die NSDAP. Das „S" aber hieß „Sozialistisch" und das „A" „Arbeiter". Und was die Bauern anbetrifft: Diese rheinischen Bauernsöhne wußten schon genau, wo in Polen oder in der Sowjetunion sie von den Nazis einmal ihre „Erbhöfe" erhalten würden. Viele liegen dort heute u n t e r der Erde!

Wir begannen damals im National-Komitee

Lüge . . .

Antikommunistisches Plakat 1918 in Berlin

Vereinigung zur Bekämpfung des Bolschewismus

Berlin W 9, Schellingstraße 2 . . . . Telephon: Amt Kurfürst Nr. 5173

Deutsche Frauen!

Ahnt ihr, womit euch der Bolschewismus und Spartakismus bedroht?

Der Bolschewismus will die Sozialisierung der Frauen!
Er degeneriert das gesamte weibliche Geschlecht!

Ein russisches Anarchistendekret zeigt, welch entsetzlichem [illegible] Schicksal euch diese jeglichen Menschentums entarteten Bestien entgegenführen wollen.

1. Das Eigentumsrecht auf Frauen zwischen 17 und 32 Jahren wird aufgehoben.
2. Diesem Dekret zufolge sind alle Frauen Eigentum des Volkes.
3. Die bisherigen Eigentümer behalten außer der Reihe das Recht auf ihre Frauen.

. . . Wahrheit

Gundula Paech in der Rinderzuchtabteilung des Lehrkombinat Neuholland. Sie steht im 2. Lehrjahr und will einmal Tierärztin werden.



„Freies Deutschland“ eine gemeinsame Front aller Werktätigen unter Führung der Arbeiterklasse zu schaffen. Ich möchte erwähnen, daß es gerade Walter Ulbricht damals ausgezeichnet verstanden hat, nicht nur die Lage zu erläutern, sondern auch die Aufgaben zu stellen und die Kräfte zu verteilen . . .
Viele Lieder entstanden dann nach der Niederlage der Faschisten. Nehmen wir eine Strophe aus dem Lied „1000 Traktoren“.

„Frei ward der Bauer auf eigenem Grund . . .“

Ich war 1945 gleich mit der „Gruppe Walter Ulbricht“ zurückgekehrt und arbeitete in Mecklenburg. Als Vizepräsident des Landes habe ich das Gesetz über die Bodenreform mit unterschrieben. Alles weitere aber war viel schwieriger. war harter Klassenkampf. Die Junker in Mecklenburg waren meist nach dem Westen gegangen, aber ihre Frauen und Inspektoren meist geblieben. „Der Herr wird bald zurückkehren“, sagten viele Bauern.

„. . . Dank euch, ihr Sowjetsoldaten . . .“

Sie haben nicht die Bodenreform durchgeführt, aber sie haben verhindert, daß die Junker an der Seite ihrer bewaffneten Freunde aus Übersee zurückkehrten. Sie mußten in den ersten Nachkriegswochen und -monaten auch gegen SS- und Wlassow-Banden kämpfen, die sich in den Mecklenburger Wäldern verkrochen hatten und Dörfer terrorisierten.

„. . mit dem befreiten Proleten im Bund . . .“

Ja, die Arbeiter halfen damals den Bauern bei der Bodenreform, d. h. bei der Ergreifung der Macht über den Boden. Aber der Kampf um die Ergreifung der Macht wurde damals noch an vielen anderen Fronten geführt. Als Verantwortlicher für Justiz in Mecklenburg bin ich in Berlin zufällig in eine Versammlung der zentralen Justizverwaltung geraten. Viele lehnten hier die Volksrichter überhaupt ab oder sahen in ihnen eine vorübergehende, eine Notlösung. Sie wollten auf Richter der Nazizeit zurückgreifen und den Volksrichtern nur das halbe Gehalt zahlen.

„... schafft er mit Pflug und mit Spaten."

Ja, an Traktoren und andere große Maschinen war anfangs gar nicht zu denken. Ich erinnere mich, wie wir während der Bodenreform ein Dorf mit einem Bullen prämiierten. Aber wir konnten dem Dorf nur eine Art Gutschein geben; denn einen Bullen hatten wir im Augenblick nicht ...

Es sind damals auch viele Jugendlieder entstanden: *„Das neue Leben ...", „Wir sind die erste Reihe ...", Brechts „Aufbaulied"*. Unsere Partei vertraute der Jugend. Aber die Feinde der Macht der Arbeiter und Bauern traten als Feinde der Jugend auf. Ein großes, wichtiges Problem war zum Beispiel die Gewinnung und Ausbildung von Neulehrern. Das mußten nicht nur vor allem Arbeiter und Bauern sein, sondern zugleich Junglehrer. Und da begann eine wilde Hetze gegen uns: „Aus dieser faschistisch erzogenen Jugend wollt ihr demokratische Lehrer heranbilden?"

Demgegenüber hat uns gerade Genosse Ulbricht immer wieder darauf hingewiesen, größte Geduld in den Gesprächen mit den Menschen. besonders mit der Jugend zu haben und sie unbedingt zur Mitarbeit zu gewinnen.

Der Kehrreim eines anderen Liedes beginnt:

„Wir haben einen Plan gemacht
und danach richten wir uns aus ..."

Aber als wir uns auf den ersten Halbjahrplan ausrichteten, mußten wir uns auch gegen erbitterte Feinde der Planung richten. Wir hatten in Mecklenburg zum Beispiel den Lüdemann. Der behauptete: Planung — „das ist eine rein russische Angelegenheit". Er ist später im Westen Ministerpräsident von Schleswig-Holstein geworden.

All jene, die wie er heute ihr Herz „Für die Macht der Arbeiter und Bauern" entdecken, haben sich in allen konkreten Fällen gegen eine Arbeiter-und-Bauern-Macht gewandt, während der Ruhrkämpfe und während der Nazizeit, im Falle der Bodenreform wie der Junglehrer, der Volksrichter und der Planwirtschaft. Wie im Falle unserer *Volks*armee.

„Sag mir, wo du stehst?" heißt es in einem neuen Lied. Jene, die über ihr Flugblatt „Für die Macht der Arbeiter und Bauern" drucken, stehen in den Reihen der Bundeswehr. Und sie sprechen endlich einmal die Wahrheit aus, wenn sie ihr demagogisches Lügengewebe selbst „psychologische Kriegsführung" und „Eindringen in die Reihen des Gegners" nennen.

Denn ihr Gegner ist die deutsche Armee der Arbeiter und Bauern. Bevor ich aus dieser Armee ausschied, war ich Militärattaché in Moskau. Ich habe als Militärattachés der DDR immer nur Söhne des werktätigen Volkes kennengelernt. Meist waren es erfahrene Arbeiterfunktionäre, die selbst in den betreffenden Ländern am Kampf gegen den Faschismus teilgenommen haben. Von den Militärattachés der Bundeswehr dagegen ist bekannt, daß sie fast alle als Generalstabsoffiziere in der faschistischen Wehrmacht gedient haben. Und es wimmelt unter ihnen nur so von „Vons". Die Armee, die sie diplomatisch repräsentieren und für die sie spionieren, gleicht in ihrer Feindschaft zur Arbeiter-und-Bauern-Macht jenen Truppen, die das Blutbad von Walsum im Jahre 1920 anrichteten.

Sie sagen „Für die Macht der Arbeiter und Bauern" anstelle „Für die Arbeiter-und-Bauern-Macht". Sie sind gegen unseren sozialistischen Staat und wollen uns vorspielen, daß es eine Macht der Arbeiter und Bauern ohne ihn geben könnte in Deutschland.

Wir dagegen sagen nicht ohne Grund „Für unsere Arbeiter-und-Bauern-Macht" anstatt „Für unsere Macht der Arbeiter und Bauern". Denn es gibt nicht eine Macht der Arbeiter und eine andere der Bauern. Beides ist eine unlösliche Einheit, es ist unsere Deutsche Demokratische Republik, über die es in unserer Verfassung heißt:

„Sie ist die politische Organisation der Werktätigen in Stadt und Land, die gemeinsam unter Führung der Arbeiterklasse und ihrer marxistisch-leninistischen Partei den Sozialismus verwirklichen".

Und für sie stehen wir ein.



Walter Ulbricht als Gast bei einer Einheit der zeitweilig in der DDR stationierten sowjetischen Truppen. Links vorn Armeegeneral Koschewoi, dahinter Generaloberst Wasjagin.

◀ Gewehre ...

Rote Ruhrarmee, 1920.





... in Arbeiterhand ▶

Kampfgruppe in der DDR

Illustrationen: Horst Bartsch

Anekdoten



Leutnant von Itzenplitz betritt einen Buchladen.
„Zu dienen, Herr Leutnant?"
„Ah, wünsche einen Globus!"
„Befehlen Sie einen Erd- oder einen Himmelsglobus, Herr Leutnant?" fragt der Buchhändler.
„Dummes Zeug", schnarrt Itzenplitz, „natürlich einen Globus von Preußen."



„Herr Unteroffizier", wendet sich der Einjährigfreiwillige und Abiturient Müller an seinen Vorgesetzten, „ich bitte um einen anderen Helm. Der hier ist mir zu klein."
Ärgerlich zieht der Unteroffizier die Stirne kraus: „Na ja, das kommt von der verfluchten Bildung, mit der ihr euch die Köppe ufftreibt!"

Rittmeister von Donnersmark: „Was ist denn dieser Einjährige von Beruf, Wachtmeister?“

„Weeß nich, Herr Rittmeister; gloobe, er hat ’n Buch geschrieben.“

„Waas? ’n Buch? Na, wird es wohl mit’m Gefreiten nischt werden.“





Im Flughafenrestaurant von Croydon/London sitzen ein General und ein Oberst der Royal Air Force. Da tritt ein Major der gleichen Waffengattung durch die Tür, verharrt und schaut sich im Raum um. Als er den General erblickt, leuchtet sein Gesicht freudig überrascht auf. Er stürzt auf den General zu, klopft ihm freundschaftlich-derb auf die Schulter und sagt strahlend: „Mensch, Arthur, lange nicht gesehen; schade, habe nicht viel Zeit.“ Der General hat sich erhoben, und auch auf seinem Gesicht malt sich Freude über das Wiedersehen. Sie schütteln sich die Hände, lachend und gestikulierend. Ganz kurz stellt sich der Major noch dem Oberst vor, dann verabschiedet er sich eilig mit dem Hinweis auf die wartende Maschine.

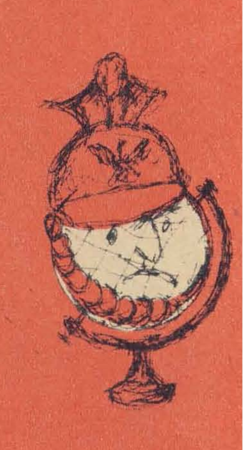
Als die beiden wieder allein sind, wendet sich der Oberst interessiert an den Vorgesetzten: „Verzeihung, General, wohl ein Verwandter von Ihnen?“ fragt er, etwas pikiert über diese unmilitärische Begrüßungszeremonie. „Ach, bewahre, ein alter Freund. Wir haben als Hauptleute vor acht Jahren zusammen die Kriegsakademie besucht. Er war der beste Offiziershörer, eine Leuchte der Kriegswissenschaft. Er hat mit Auszeichnung bestanden.“ „Nanu“, wundert sich der Oberst, „Sie sind inzwischen General geworden, und er ist immer noch Major. Wie ist denn das möglich?“ „Tscha“, sagt der General gedehnt, „wie soll ich Ihnen das erklären ... Na, warten Sie mal.“ Er holt eine Schachtel Streichhölzer aus der Tasche und schüttelt sie vor dem Ohr des erstaunten Obersten kräftig hin und her. Hören Sie, Oberst, wie es rauscht?“
Jener stutzt, dann antwortet er militärisch knapp: „Zu Befehl, General, es rauscht ganz schön!“
Der General läßt lächelnd die Schachtel sinken und sagt: „Unser Major würde nun steif und fest behaupten, er höre es nicht rauschen, sondern klappern.“



Hauptmann von Polkwitz hält auf dem Kasernenhof einen Rekruten an: „Woher kommen Sie?“
„Zu Befehl, Herr Hauptmann, ich habe gespeist.“
„Kerl, was quatschst du da“, schnauzt Polkwitz und läuft vor Zorn rot an, „Majestät speisen, ich esse, du frißt, verstanden!?“



Leutnant von Itzenplitz im Casino zu Hauptmann von Polkwitz: „Äh, Lohengrin janz nette Oper, was? Aber so ’was Bedeutendes kann dieser Richard Wagner nicht jewesen sein. Seh’n Se mal: Schiller – von Schiller; Joethe – von Joethe; na un Wagner – sehn Se woll?“
„Vollkommen richtig, Kamerad“, stimmt von Polkwitz zu, „aber jehen Sie mir mit Ihrem Joethe. Nich mal Offizier jewesen! Das ist doch der, der die ‚Glocke‘ jemacht hat?“
„Nee, das ist Schiller.“
„Na also, nicht mal d i e hat er jemacht!“



Leutnant von Itzenplitz vor der angetretenen Kompanie: „Leute! Zwei Kerls haben das letzte Mal in der Kirche geschlafen. Das ist ein Skandal! Die ganze Woche tut ihr Dienst, strammen Dienst für euren König, und nur an einem einzigen Tag in der Woche dient ihr eurem Gott. Die paar Stunden braucht ihr nicht zu schlafen, da könnt ihr euch zusammennehmen. Das kann der Mann doch wohl von euch verlangen!“



Oberfeldarzt im Militärlazarett: „Der Mann ist so krank, Herr Kollege, daß wir doch einen Zivilarzt beiziehen sollten!“





In tausend Meter Höhe streben drei „Gloster-Gladiator“ über der Nordsee ihrem Heimathafen auf der Insel Pomona zu. Es sind Maschinen des 14. Seejagdgeschwaders, das die Aufgabe hat, den Stützpunkt der britischen „Home Fleet“ von Luft her zu sichern.
Gleichmäßig dröhnen die Rolls-Royce-Motoren. Die See ist bewegt. Die Wellen tragen weiße Schaumkronen.
Böen zerren an der Maschine. Der Wind pfeift in den Spanndrähten. 350 Stundenkilometer zeigen die Geschwindigkeitsmesser.
Das Wetter in diesem Herbst 1940 ist noch ausnehmend gut, geht es Warms durch den Kopf. Der kräftige Nordostwind hat die Nebelbänke von heute morgen vertrieben, und sogar ein paar Sonnenstrahlen treffen auf die blau-weiß-roten Kokarden an Rumpf und Tragflächen. Die linke Kettenmaschine holt plötzlich Fahrt auf, beginnt zu steigen. Ärgerlich sieht Warms hinüber. Was hat Gannet? Er legt die Maschine auf die Seite, wackelt mit den Flächen? Warms blickt nach unten und fährt zusammen. Dicht über der Wasseroberfläche huscht ein großer, grauer Schatten dahin. Warms hat die „Heinkel“ sofort erkannt.
Verdammt! Ein deutscher Bomber knapp 80 See-



Joachim Kretschmann

Tarnbezeichnung „La Paloma“

meilen vor Pomona? Er drückt den Steuerknüppel nach vorn, schiebt den Gashebel auf Vollgas. Der Doppeldecker schießt auf das Ziel zu. Ein kurzer Blick in die Rückspiegel: Die beiden Kettenhunde folgen seinem Manöver. Der Zeiger des Höhenmessers fällt. 900 – 700 – 400 Meter. Schon erscheint der langgestreckte Rumpf mit dem spatenblattförmigen Seitenruder der Heinkelmaschine im Fadenkreuz. Warms drückt auf den Auslöser. Aus den Mündungen der vier MGs züngeln blaurote Flammenkegel. Die Rauchfahnen der Leuchtspurmunition greifen nach dem Rumpf des Faschisten. 200 Meter. Warms fängt die Gloster ab. Steil zieht er den Doppeldecker hoch. Prasseln im Rumpf. Eine MG-Garbe des Heckschützen der Heinkel jagt hindurch, reißt Löcher in die Flächenbespannung. Warms kurvt. Im Tiefflug, scheinbar fast mit den Motorengondeln die Wellenkämme streifend, jagt die Heinkel mit Ostkurs davon. Der Abstand wird größer. Suchend blickt Warms sich um. Wo ist Gannet? Er erblickt ihn schräg vor sich, fast 200 Meter höher. Warms erkennt Gannets Absicht, dem Faschisten den Weg abzuschneiden. Will er ihn von vorn angreifen, wo doch dort die Heinkel am gefährlichsten ist? Warms sieht zur Seite. Neben ihm kurvt unentschlossen Lieutenant Hopkins.
Gannet setzt zur Kampfkurve an. Aus der Sonne heraus fliegt er die Heinkel an. Aus drei Waffenständen prasselt ihm wütendes Abwehrfeuer entgegen. Aber auch Gannet hat getroffen. Aus dem Backbordmotor der Heinkel züngeln Flammen. Eine pechschwarze Rauchfahne schleppt sie hinter sich her. – Gut gemacht, Gannet, denkt Warms. Vor ihm zieht Gannets Maschine hoch. Aus dem Townendring der Motorhaube quillt eine weiße Rauchfahne. Benzin! schießt es Warms durch den Kopf. Gannet muß aussteigen, sofort..
Gannets Gloster schwankt. Ein dunkler Punkt löst sich von ihr. Sekunden später entfaltet sich ein weißer Pilz. In 200 Meter Höhe geht Gannets Maschine in Flammen auf.
Erneut greifen die beiden Jäger an. Von der schwer angeschlagenen Heinkel lösen sich die beiden Torpedos unter dem Rumpf und platschen ins Wasser. Feuergarben aus Hopkins' Maschine jagen in den Steuerbordmotor.



Schwerfällig manövriert der Torpedoflieger, zeigt Warms die Breitseite im Visier. Bevor jener jedoch auf den Auslöser drücken kann, zischen zwei weiße Leuchtkugeln aus der Kanzel der Heinkel. Kurz darauf setzt der deutsche Pilot die Maschine aufs Wasser. Drei Mann der Besatzung retten sich ins Schlauchboot. Kreisend bemerken die britischen Jäger eine Meile davon entfernt ihren Kameraden, der in der grellfarbigen Schwimmweste im Wasser treibt.

●

Colonel Baxter, Geschwaderchef der „Royal Air Force", sieht den Marineoffizier mißtrauisch an.
„Das Frühwarnsystem muß eine Lücke haben, Kapitän. Wenn mit Sicherheit jeder Einflug auf 200 Kilometer Entfernung bemerkt wird, wie kann dann der Deutsche bis auf 80 Seemeilen unbemerkt herankommen?"
Kapitän Wright runzelt die Stirn. „Eine Heinkel als Torpedoflieger ist auch neu", murmelt er.
Doch für Baxter ist das gar nicht so absonderlich. „Die He 111 bietet sich doch dazu an. Sie ist sehr schnell, hat eine große Reichweite und starke Bewaffnung. Die Vollsichtkanzel bietet geradezu eine ideale Möglichkeit für einen treffsicheren Torpedoangriff."
Wright schüttelt den Kopf. „Das meinte ich nicht, Colonel."
Er entfaltet eine Seekarte vor Baxter. Mit dem Bleistift deutet er auf verschiedene Punkte.
„In dem Gebiet, in dem Ihre Piloten heute den Torpedoflieger stellten, gingen uns in den letzten drei Tagen vier Frachter verloren. Das Schlimme dabei ist, Colonel, daß wir nicht wissen, auf welche Art sie abgingen. Wir haben keine Funksprüche über die Art der Feindeinwirkung und auch keine Überlebenden. Im Flottenstab und in der Admiralität ist man der Ansicht, daß es sich um Unterseeboote handelt. An die Möglichkeit des Einsatzes von Torpedofliegern dachten wir bis jetzt nicht."
„Und Sie meinen, Torpedoflieger wären diese geheimnisvollen Gegner?"
Der Kapitän nickt.
Baxter schüttelt den Kopf. „Aber das ist doch Unsinn, Kapitän. Ein Torpedoflieger kann unmöglich auftauchen und bereits Wurfposition haben. Er muß zum Tiefflug übergehen – und dabei wird er bemerkt. Da ist genug Zeit für einen Funkspruch, und außerdem könnten sofort die patrouillierenden Seejäger alarmiert werden!"
„Auf jeden Fall müssen wir die Aufklärung verstärken, Colonel. Vielleicht könnten Sie uns mit Ihrem Geschwader dabei unterstützen?"
„Tut mir leid, Kapitän. Wenn die Deutschen tatsächlich Invasionsvorbereitungen treffen, gilt ihr erster Schlag der ‚Home Fleet'. Daher kann ich es nicht verantworten, auch nur einen Jäger von seinen eigentlichen Sicherungsaufgaben abzuziehen und zur Aufklärung einzusetzen. Ich habe meine Anweisungen. Dazu kommt noch, daß man sich auf dieses Radarsystem offensichtlich noch nicht verlassen kann.

Wo ein Torpedoflieger durchkommt, schlüpft auch ein ganzes Geschwader hinein!“

●

Mit 12 Seemeilen in der Stunde stampft die „Mayflower“ nordwärts, hält Kurs auf die Shetland-Inseln. Brecher schlagen über das Vorschiff. Die Kolben der 700 PS starken Dampfmaschine lassen den Schiffsrumpf bis zur Brücke hinauf erzittern. Kapitän Brenton, ein breitschultriger, untersetzter Mann mit grauer Bartkrause um das Kinn, stützt sich sinnend auf das Geländer. Liebevoll gleitet der Blick über das Deck seines Schiffes. Ob es den Krieg überleben wird? Viel Schweiß hat es gekostet, bis er 1936 so weit war, seinen eigenen Fischdampfer zu kaufen. Und dann noch auf Kredit. Vielleicht hätte Brenton die Schulden in fünf oder sechs Jahren abzahlen können — je nachdem, wie die Fänge gewesen wären — aber bei Ausbruch des Krieges war es vorbei mit dem Fischfang. Brenton hat damals mit beiden Händen zugegriffen, als er von seiten der Admiralität das Angebot erhielt, die „Mayflower“ in den Dienst der „Royal Navy“ zu stellen und selbst als Kapitän auf dem Schiff zu verbleiben. Die Summe, die ihm die Regierung dafür zahlte, reichte aus, um die Wechsel einzulösen — aber schließlich ist die „Mayflower“ auch kein „Seelenverkäufer“, sondern ein ziemlich moderner Hochseefischdampfer mit einer kräftigen, mit Öl gefeuerten Dampfmaschine!
Lieutenant Spencer, der Erste Offizier der Mayflower, kommt auf die Brücke. Er will seine Wache übernehmen.
„Halten Sie die Augen offen, Lieutenant“, brummt Brenton gutmütig, „damit der Steamer nicht auf so eine gottverdammte Mine schaukelt!“
Er greift in die Tasche und holt eine kleine Flasche „Black and White“ hervor, nimmt einen kräftigen Schluck, fährt sich mit dem Handrücken über die Lippen und reicht Spencer die Flasche hin. Der schüttelt den Kopf.
„Danke, Sir!“
Auch gut, denkt Brenton.
Am Eingang zum Kartenhaus dreht er sich nochmals zu Spencer herum. „Und passen Sie auf, daß der Engineer immer genug Luft auf die Brenner gibt — sonst locken wir uns mit der Rauchfahne noch Flugzeuge an!“
Da kommt plötzlich der Funker auf die Brücke gestürzt. „Die Mayflower soll im Stützpunkt Mainland ihren Treibstoffvorrat ergänzen.“ — „Sonst noch etwas?“ will Brenton wissen.
„Nichts Besonderes, Sir. Der Zerstörer ‚Tiger‘ meldete gerade an den Stützpunkt, daß er ein Schlauchboot mit drei deutschen Fliegern aufgefischt hat — ungefähr 80 Meilen von Kap Wrath entfernt.“ Das ist weit weg von der Mayflower, denkt Brenton und spürt auf einmal seine Müdigkeit. In seiner Kajüte streckt er sich auf der schmalen Polsterbank aus und ist in wenigen Minuten eingeschlafen.
Nach knapp drei Stunden rüttelt ihn jemand heftig. Es ist der Funker. Brenton reibt sich die Augen. Sollten sie schon in Mainland sein?
„Funkspruch an den Kommandanten, Sir. Der Zerstörer ‚Tiger‘ gibt seit drei Stunden keine Antwort mehr. Wir sollen nach Schiffbrüchigen suchen.“

●

Im Flottenstab herrscht helle Aufregung. Admiral Simson steht vor einem Rätsel. Der „Tiger“ ist ein Schiff der „Ein-Schornstein-Klasse“, für die U-Boot- und Fliegerabwehr aufs beste und modernste ausgerüstet. Normalerweise wagt sich kein einzelnes U-Boot an einen Zerstörer heran. Auch ein Angriff aus der Luft ist für den Feind ein großes Risiko.
Pausenlos jagen Funkrufe durch den Äther.
„Hier Seerose . . . hier Seerose — Tiger bitte melden!“ Doch die Antwort bleibt aus.
Die Suchaktion läuft. Abgeschirmt von zwei „Gloster“-Jägern schwebt ein Sunderland-Flugboot im Tiefflug über das Wasser. Gedämpft dringt das Dröhnen der vier „Bristol-Pegasus“-Motore in das Cockpit. Acht Augenpaare suchen die See ab — zum dritten Mal die gleichen Stellen. Gerade will der Kommandant den Befehl zum Gegenkurs geben, da kommt ein Ruf aus der Bugkanzel: „Ziel voraus!“ Ein Schiffbrüchiger? Das Flugboot kurvt ein. Die Farbe der Schwimmweste zeigt an, daß es ein Flieger ist, einer von den eigenen Leuten.
Knapp gibt der Kommandant den Befehl: „Klar zum Wassern!“ Gischtschäumend zerteilt der Riesenrumpf der „Sunderland“ die Wellen.

●

Gannet öffnet die Augen. Er fühlt einen Stich im Arm. Um ihn herum scheint alles wie Nebel. Undeutlich vernimmt er Stimmen. Er sieht ein Gesicht, schmal, mit starken Brauen und einer randlosen Brille.
„Hören Sie mich?“ fragt eine Stimme. Verwirrt sieht sich Gannet um. Er liegt in einem Bett, das Zimmer hat weiße Wände. Mit einem Male fühlt Gannet brennenden Durst. Wie ausgedörrt scheinen die Lippen.
„Trinken“, bringt er hervor. Eine Hand stützt seinen Kopf, führt ihm eine Schnabeltasse an die Lippen. Als Gannet sich aufrichten will, fühlt er einen brennenden Schmerz in der Brust, der ihn völlig zur Besinnung bringt. Er sieht einen Mann im weißen Kittel. Gott sei Dank! Gerettet! denkt er.
„Sie sind abgeschossen worden. Ein Flugboot hat Sie gefunden.“
„Ja“, antwortet Gannet mühsam. Plötzlich lebt die Erinnerung an die letzten Stunden in ihm auf. Ächzend winkt er dem Arzt, sich zu ihm zu beugen. „Holen Sie sofort jemand von der Abwehr. Sofort.“ Erschöpft sinkt er zurück. Der Mann im weißen Kittel sieht ihn ernst an. „Ich habe Sie operiert. Sie hatten zwei Steckschüsse. Sie haben Glück gehabt.“
Gannet perlt der Schweiß von der Stirn. „Das ist unwichtig“, stöhnt er, „holen Sie sofort die

Leute 'ran. Ich habe eine wichtige Meldung zu machen."

●

Die Mayflower behält ihren Kurs bei. Die Sicht ist schlechter geworden. Stärkerer Wind ist aufgekommen. Pfeifend streicht er durch die Takelage und Antennendrähte. Auf der Brücke zieht Brenton den Südwester tiefer ins Gesicht. Nun hat es also die „Tiger" erwischt, denkt er beklommen.

„Flugzeug aus Steuerbord", schallt da die Stimme vom Ausguck. Ein dunkler Schatten schwebt von der Kimm her auf die Mayflower zu. Auf dem Vorpostenboot schrillen die Alarmglocken. Im Laufschritt eilen die Matrosen zu den beiden 37-mm-Fla-Geschützen. „Maschinen äußerste Kraft voraus . . ."

Die Kessel beben unter Höchstdruck. Die Schrauben wirbeln. Eine schwarze Rauchsäule quillt aus dem Schornstein. Längst hat der Beobachter die Maschine als ein deutsches Flugboot, eine doppelrümpfige BV 138 erkannt. Warum fliegt sie so tief? Die Rohre der Fla-Waffen recken sich der Maschine entgegen. Da schwenkt der Deutsche plötzlich herum, zeigt seine hellweiß gespritzten Tragflächen, an denen er statt des Balkenkreuzes ein Rotes Kreuz trägt.

Brenton nimmt das Glas von den Augen. „Ein Seenotflieger", meint er. „Sucht bestimmt nach Abgeschossenen, die herumschwimmen!"

Knapp eine halbe Meile von der Mayflower entfernt, beginnt der Flieger zu kreisen. Vielleicht treibt dort irgend etwas, denkt Brenton und befiehlt: „Ruder hart Steuerbord – Maschinen halbe Kraft!" Mit mäßiger Fahrt läuft das Schiff auf die Stelle zu, über der das Flugboot kreist. Ein Dutzend Augenpaare suchen die See ab. Nichts.

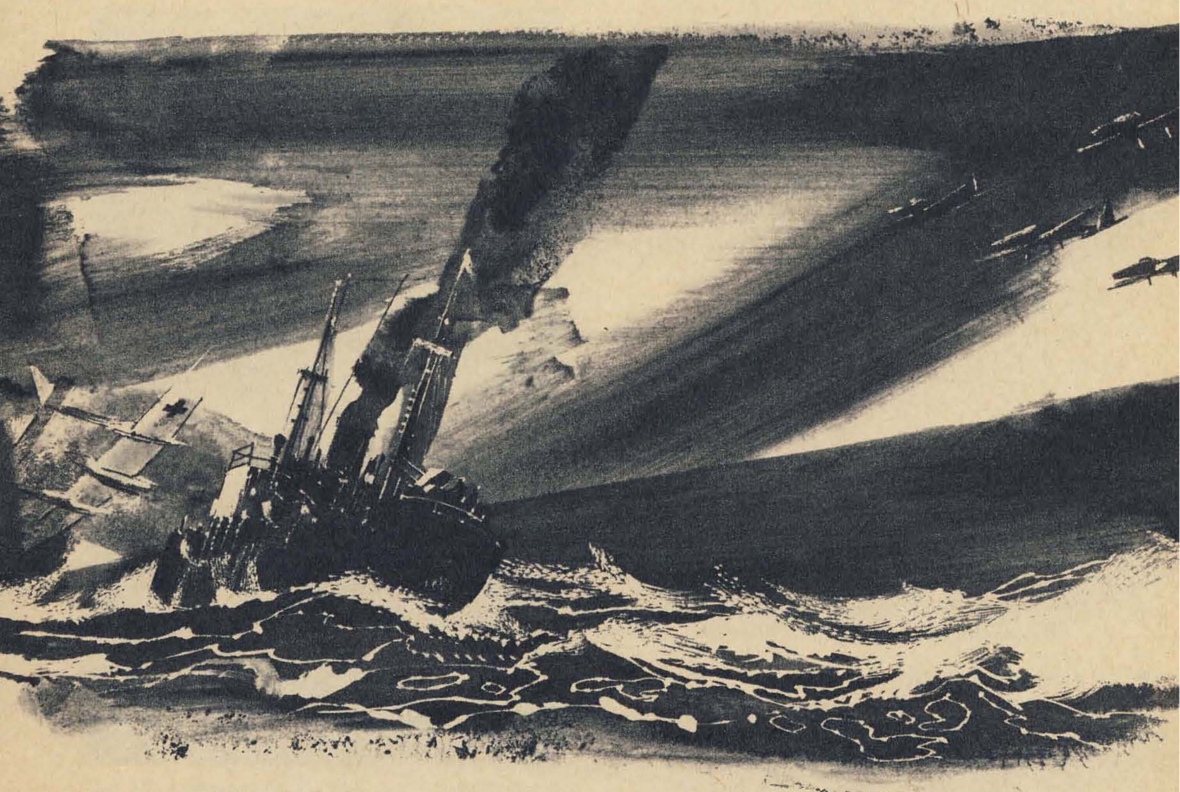
„Maschinen kleine Fahrt!"

Immer noch kreist das Flugboot. „Was sieht der denn da bloß", murmelt Spencer verwundert. Da stürzen sich aus den Wolken plötzlich sechs, acht, neun britische Seejäger auf das Flugboot. „Sind die Jungens wahnsinnig", schreit Brenton entsetzt. „Der trägt doch das Rote Kreuz . . ."

In diesem Moment kommt der Funker an Deck gestürzt: „Kapitän! Der Stützpunkt hat uns soeben eine U-Boot-Warnung gegeben!"

„Äußerste Kraft voraus, Ruder hart Backbord", schreit Brenton in das Sprachrohr. Kaum hat Brenton den Befehl gegeben, kommt der Alarmruf: „Torpedo von achtern . . ." Die Männer fahren herum, sehen die helle Blasenbahn auf die Mayflower zueilen. Sekunden werden zur Ewigkeit. Endlich wendet das Schiff. Knapp

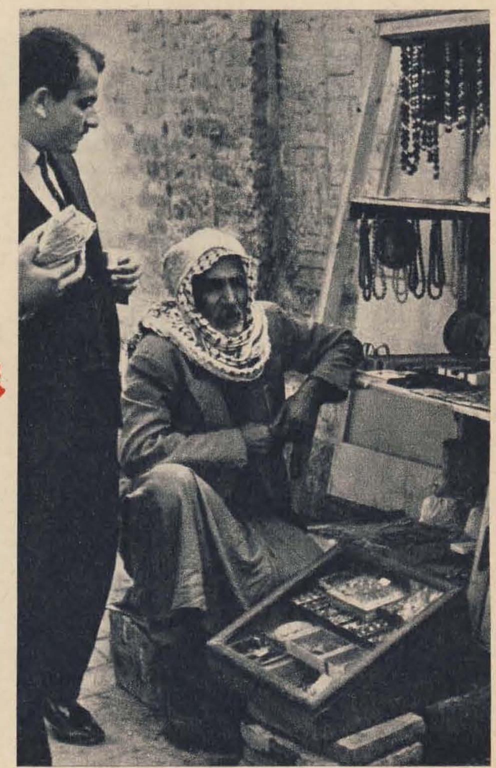
Fortsetzung auf Seite 79



Illustrationen: Karl Fischer

Einen reizvollen Kontrast bilden die Shahid-Moschee und das Denkmal des unbekannten Soldaten in Bagdad.

Stippvisite in den ORIENT



Dieser Straßenhändler in Bagdads Hauptgeschäftsstraße, der Rashid-Street, macht den großen Läden Konkurrenz.

Meister des Sports Günther Wirth begleitete den FC Vorwärts Berlin auf seiner Tournee in den Irak und nach Libanon.

Bagdad – märchenhafte Stadt aus Tausend und einer Nacht, Stadt der Moscheen und Basare. Stadt im sagenumwobenen, warmen Orient... Doch unser erster Eindruck ist weniger märchenhaft und entspricht gar nicht diesen Vorstellungen: Fröstelnd schlagen wir die Mantelkragen hoch – vielleicht zwei, drei Grad über Null! Kühler war's beim Abflug in Berlin auch nicht. Zum Glück empfängt uns in den Hotelzimmern des „Excelsior" heimatliche Wärme: Heizsonnen von der IKA Electrica.

Der erste Stadtbummel am nächsten Tag entzaubert so manche weitere Traumvorstellung. Krasse Gegensätze springen sofort ins Auge. Nicht nur den Orient finden wir – auch den lärmenden, dichten Verkehr, die blitzenden, grellen Neonreklamelichter der modernen Großstadt. Neben der orientalischen Moschee – das protzige Bankhochhaus, vor dem Warenhaus mit seinen teuren Auslagen – auf der Straße hockend der in Lumpen gehüllte Erdnußverkäufer, zwischen amerikanischen Straßenkreuzern – der Araber mit seinem Bananenkarren, neben der elegant gekleideten Christin – die Mohammedanerin in ihre schwarze Arbaja gehüllt. Diesem bunten, oft gegensätzlichen äußeren Bild der Stadt entsprechen auch die noch vorhandenen Gegensätze arm – reich, die Hinterlassenschaft imperialistischer Unterdrückung, aber sicher auch zum Teil resultierend aus der noch unstabilen innenpolitischen Lage der jungen Republik, aus den Auseinandersetzungen der fortschrittlichen Kräfte mit reaktionären Gruppierungen.

Gute Traditionen soll man pflegen. Die herzlichen, brüderlichen Beziehungen zwischen den arabischen Sportlern und denen der DDR sind nun schon Tradition, und sie werden sorgsam gehegt, von beiden Seiten. Das spüren wir in vielen Begegnungen, in kleinen Episoden, das zieht sich wie ein roter Faden durch unseren ganzen Aufenthalt, kehrt in Gesprächen irgendwie immer wieder...

...Zum Beispiel so: Vor den Spielen im Irak laufen beide Mannschaften mit der Nationalflagge des Gegners eine Ehrenrunde. Die Zuschauer jubeln. Das ist keine leere Geste. Die Spiele – von den Irakern mit hohem Tempo, größtem Einsatz und Siegeswillen geführt – verlaufen so wohltuend fair und freundschaftlich, wie man sich (oft vergeblich!) die Punktspiele zu Hause wünschte.

...Oder auch so: Die schwarz-rot-goldene Fahne mit Hammer, Zirkel und Ährenkranz ist den Fußballanhängern des Irak nicht mehr unbekannt. In den vergangenen Jahren spielten hier in Bagdad bereits die Nachwuchs- und die Nationalelf der DDR und der FC Hansa Rostock. Oberstleutnant Adil Bashir, Präsident des irakischen Fußballverbandes, kennt also unseren Fußball ein wenig.

Der schlanke sportlich-drahtige Mann, mit seinem blonden, leicht gewellten Haar eher einem Schweden oder Engländer ähnelnd, denn einem





Die Araber sind ein objektives und begeisterungsfähiges Fußballpublikum. Besonders bejubelt werden technisch elegante Einzelleistungen, artistische „Einlagen", scharfe Schüsse (auch neben oder über das Tor!). Doch auch die „Vorwärts"-Kombinationen beeindruckten.



Herzliche Begrüßung vor dem Spiel. Ausgezeichnete Leistungen zeigten die Schiedsrichter der Gastgeber.

Den Araber-Suk besuchten wir oft. Nicht nur um zu kaufen – die erregende Atmosphäre, das sprühende Leben dort nahm uns immer wieder gefangen.

Erich Hamann, Manfred Müller und Jürgen Piepenburg vor den Ruinen des siebentausendjährigen Byblos.



Araber, hebt freundlich lächelnd sein Glas: „Trinken wir zuerst auf die gute Zusammenarbeit unserer beiden Länder auch im Sport. Meine Meinung zu Ihrer Armeemannschaft? Es ist eine sehr gute Elf. Sie hat den ausgezeichneten Ruf, den der DDR-Fußball bei uns hat, voll bestätigt. Vorwärts imponierte uns nicht nur durch seine guten Spiele, bei denen unsere Spieler und Trainer sehr viel lernen konnten, sondern vor allem auch als Kollektiv außerhalb des Spielfeldes.“
Sehr gern gebe ich dieses Lob an die Mannschaft weiter, ein Lob, das Norbert Jaeschke, Generalkonsul der DDR im Irak, mit diesen Worten bestätigte: „Eure ausgezeichneten Leistungen, Euer gesamtes Auftreten sind uns bei unserer Arbeit hier als Vertreter unserer Republik eine große Hilfe.“

Als Ausländer die Genehmigung zum Besuch des Verteidigungsministeriums zu erhalten, ist etwas kompliziert. Das ist auch im Irak nicht anders. Zumal man wohl jetzt, wenige Monate nach der Israelaggression gegen die arabischen Länder, besondere Wachsamkeit walten läßt. Na, hoffentlich klappt es. Schon nach zwei Tagen ist die Erlaubnis da. Offensichtlich weiß man zu differenzieren. Während die westdeutsche Botschaft seit 1965 geschlossen ist, äußert sich in dieser raschen Einladung für uns sicher auch das Vertrauen zur DDR, dem Staat, der eindeutig die Sache der Araber gegen den Aggressor Israel vertritt. Wie offiziell wird wohl ein Gespräch im Verteidigungsministerium sein? Der Posten führt uns in ein kleines, einfach eingerichtetes Zimmer: Schreibtisch, an einem winzigen Tischchen zwei Stühle für

die Besucher, ein Schrank, eine große Vitrine mit zahlreichen Pokalen, Medaillen, Wimpeln. Unser Gastgeber, ein lebhafter, freundlicher Offizier, ein kleines schwarzes Bärtchen auf der Oberlippe, begrüßt uns herzlich. „Wünschen Sie Hamush (ein würziger Zitronentee) oder türkisch Kaffee?" Wir nehmen Hamush. Jede steife, förmliche Atmosphäre ist im Nu weggewischt. Oberleutnant Hussein Ali, amtierender Chef der Abteilung Sport, nimmt seinen Stuhl vom Schreibtisch und setzt sich zu uns. Freimütig und temperamentvoll beantwortet er alle unsere Fragen über die Organisation des Sports in der irakischen Armee.

Im Rahmen der militärischen Ausbildung treibt jeder Soldat täglich eine Stunde Körperertüchtigung, die Offiziersschüler sogar drei Stunden. Besondere Aufmerksamkeit schenkt man aber dem Freizeitsport und vor allem der Entwicklung guter Leistungssportler. Es ist kein Zufall – spricht man in Bagdad vom Sport, ist auf jeden Fall auch von der „Iraqui Army" die Rede. Die Landesmeister fast aller Disziplinen sind Soldaten bzw. Armeemannschaften, und die Armeeauswahl-Mannschaften repräsentieren den Irak gleichzeitig auch als Landesauswahl. Diese Leistungsstärke wird durch eine systematische Sportarbeit erreicht.

In jeder Division gibt es einen Sportoffizier. In Wettkämpfen zwischen den Einheiten – vor allem im Fuß-, Basket- und Volleyball, in der Leichtathletik, im Schwimmen, Radfahren und Gewichtheben – werden die besten Athleten ermittelt, die dann in der Mannschaft der Division an den Landesmeisterschaften teilnehmen. Höhepunkte sind die jährlichen Armeemeisterschaften, die Sportschauen der Divisionen und natürlich internationale Begegnungen der besten Armeesportler und der Auswahlmannschaften. Besonders die Fußballelf hat beachtliches internationales Format, ausgezeichnete Ergebnisse zeugen davon: gegen Benfica Lissabon 0:1, Dukla Prag 0:0, DDR-Auswahl 2:2. Der 3:1-Sieg des FC Vorwärts nimmt sich zwischen diesen Resultaten nicht schlecht aus. Hussein Ali, als Radioreporter übertrug er das Spiel des FCV gegen die Luftwaffenauswahl, bestätigt das und fügt hinzu: „Nicht das Resultat ist das wichtigste, sondern die Verständigung der Menschen durch den Sport."

Mit der DDR verbindet sich für Hussein Ali vor allem eine Stadt und ein Begriff: Leipzig, DHfK. „Für die Entwicklung des Sportes in unserem Lande ist es von großer Bedeutung, daß wir Studenten zum Studium und zu Trainerlehrgängen nach Leipzig schicken können. Und Sie können mir glauben, der Name DHfK ist bei uns gleichbedeutend mit allererster Qualität. Zwei Absolventen sind bereits in der Armee tätig." 1969 hofft Hussein Ali selbst nach Leipzig zu kommen, um an einem Lehrgang für Handballtrainer teilzunehmen. Viel Erfolg dabei und Auf Wiedersehen!

Diesen Wunsch hört man immer wieder: sich vielleicht einmal in Berlin wiederzubegegnen. Kontakte zwischen Sportlern sind schnell geschlossen, man möchte sie bewahren und erneuern. Alfred Zulkowski kommt schnell ins Gespräch mit seinem irakischen Torwartkollegen, natürlich eine sehr gestenreiche Unterhaltung, später vom Dolmetscher unterstützt. Alfreds Fangsicherheit trotz des vom strömenden Regen glitschig nassen Balles hat Sattar Khalaf mächtig imponiert. ▶



„Nimm das nächste Mal meine Torwarthandschuhe, dann wirst auch du die Bälle sicher greifen!" So bleiben die Handschuhe des Berliner Torstehers in Bagdad – als kleines Zeichen guten Verstehens. – Auch diese Szene spricht dafür: Es ist in Beirut beim Spiel FCV gegen FC Nejmeh. Einen Scharfschuß Piepenburgs läßt der Torwart prallen. Horst Begerad setzt nach, will den Ball mit langem Bein ins Netz schlagen, auf den sich aber der Torsteher im gleichen Augenblick geworfen hat. Es sieht gefährlich aus. Gibt es jetzt die oft üblichen Anrempeleien und unfreundlichen Diskussionen? Horst Begerad hilft besorgt seinem Gegenspieler hoch. Beide umarmen sich, und das Küßchen für Horst soll wohl sagen: „Keine Aufregung, alles in Ordnung!"

Beirut präsentiert sich den Gästen mit freundlicheren Temperaturen. Hier können wir wenigstens auch ohne Wintermantel durch die Stadt bummeln, ja bei 18 Grad Wassertemperatur nehmen wir sogar ein Mittelmeerbad, zu dem der schneebedeckte Libanon-Gebirgszug eine etwas ungewöhnliche Kulisse ist. Beirut gibt sich sehr modern und weltstädtisch. An der Uferpromenade elegante Hotelneubauten, Wohnhochhäuser (mit allerdings kaum erschwinglichen Mieten), Restaurants. In der Innenstadt ein verwirrender Verkehr, jeder fährt praktisch wie er will. Einzige Regel: Rechts hat Vorfahrt, doch wer zuerst kommt, fährt auch zuerst. Jeder stellt sich darauf ein und akzeptiert dieses ungeschriebene Gesetz. Dazwischen ab und zu ein Verkehrspolizist, der nur darauf achtet, daß der Verkehr fließt. Ich glaube, unsere Kraftfahrer bekämen graue Haare. –
Und doch bietet Beirut auch den Hauch des Orients. Zehn Schritte vom zentralen Platz, dem Martyr's Square, und man ist im Araber-Suk (Basar). Und das muß man erlebt haben. Gute Nerven braucht man allerdings. Rechts und links die offenen Stände und Geschäfte. Davor ein unglaubliches Gewühl und das lautstarke Geschrei der ihre Ware anpreisenden Händler. Bleibt man erst einmal stehen, kommt man nicht gleich wieder los, und wenn man, wie mir es erging, am Arm festgehalten wird, bis man kauft, was man eigentlich gar nicht wollte. Das Kaufen wird eine kleine Zeremonie. Handel treiben heißt hier eben wirklich handeln (um den Preis), das macht Käufern wie Verkäufern Spaß. Wir allerdings müssen uns erst daran gewöhnen. Ich freue mich, 25 Prozent des geforderten Preises heruntergehandelt zu haben, um beim nächsten Suk-Bummel feststellen zu müssen, daß ich immer noch 50 Prozent zu viel bezahlt habe.

„Vorwärts vor – noch ein Tor!" Und das im Stadion von Beirut. Matrosen und Offiziere des MS „Darß", eines der monatlich 6–8 Schiffe der Deutschen Seereederei, die im Beiruter Hafen löschen, bereiten dem FCV diese angenehme Überraschung. Am nächsten Morgen treffen wir uns wieder, zu einem Trainingsspiel FCV –MS „Darß". Da ziehe ich auch noch mal die Fußballschuhe an. Am Abend sind wir Gäste an Bord, und Kartoffelsalat mit Bockwurst und ein Deutsches Pilsner sind nach 14 Tagen zwar guter, aber doch zum Teil ungewohnter Verpflegung ein besonderer Leckerbissen.

Letzter Tag, letztes Spiel, letztes Beisammensein mit unseren freundlichen Gastgebern. Und zum Abschluß noch einmal echt arabische Küche, eine sogenannte „mezze". Die Tafel voller Teller und Schüsseln mit den verschiedensten Salaten, Hammelfleisch, Hammelleber, gebraten, gekocht, roh, Rückenmark, Schnekken, Hühnchen. Wenn auch zum Teil mit Überwindung – von allem koste ich.
Die Abschiedsworte spricht der Abgeordnete Majdalani, Präsident des Fußballklubs Mazraa: „Unsere Spiele waren ein Ausdruck der Freundschaft zwischen dem Libanon und den sozialistischen Staaten. Besonders in ernsten Zeiten zeigt sich, wer Freund und wer Feind ist. So konnten wir während der Israelaggression erkennen, daß die DDR der erste Freund der arabischen Sache ist."
Ohne Frage, die Reise des FC Vorwärts Berlin in den Orient war nicht nur ein sportlicher Erfolg.



Die Beiruter Uferpromenade beeindruckt durch moderne Bauten. Und doch kann man nur wenige Meter weiter, am steinigen, nur kärglich bewachsenen Ufer des Mittelmeeres, diesen interessanten Gegensatz dazu beobachten.

Tarnbezeichnung „La Paloma"

Fortsetzung von Seite 73

zwanzig Meter läuft das todbringende Geschoß vorbei. „Wasserbomben klar zum Wurf!" Hinter dem Heck der Mayflower steigen riesige Wasserfontänen empor. Im Zick-Zack-Kurs strebt die Mayflower davon, und erst jetzt bemerken Brenton und Spencer die mit schäumender Bugwelle herbeijagenden Zerstörer „Lion" und „Portland" und die Torpedoboote „Cat" und „Arrow". An der Detonationsstelle einer Wasserbombe zeigt sich ein sich ständig vergrößernder Ölfleck.

●

Die Jäger haben das deutsche Flugboot in der Bucht von Pomona zum Wassern gezwungen. Sofort wird es von vier Schnellbooten eingekreist. Der Kommandant, ein Oberleutnant, protestiert: „Ihre Handlungen sind Bruch der Genfer Konvention, Sir!" Der britische Offizier schüttelt den Kopf. „Schweigen Sie und kommen Sie mit!"

●

Kapitän Wright schiebt Baxter einen eng beschriebenen Bogen über den Tisch. Baxter liest: „Wir hatten ständige Funkverbindung mit den im Nordgebiet operierenden U-Booten. Sie wurden von uns in Überwasserfahrt bis in unmittelbare Zielnähe geführt. Während die U-Boote tauchten, flogen wir die jeweiligen Schiffe an, zeigten unsere Rot-Kreuz-Kennzeichen und begannen in einiger Entfernung von ihnen zu kreisen. Die Schiffe stoppten in der Annahme, daß sich dort Schiffbrüchige befinden. Dies war jeweils die beste Position für den Angriff der U-Boote. Die Torpedotreffer lagen in der Regel mittschiffs. Die gesamte Operation führte die Tarnbezeichnung ‚La paloma'. Es war grundsätzlich befohlen, daß kein Besatzungsmitglied der torpedierten Schiffe entkommen darf. – Nach Vorlesen anerkannt und bestätigt: Oberleutnant Radow. Für die Richtigkeit der Übersetzung: Morris/Lieutenant der Royal Navy."
Erstaunt läßt Baxter das Blatt sinken und schaut den Kapitän ungläubig an. „Das darf doch nicht wahr sein?!"
„Hitler tut manches, was eigentlich unmöglich ist, Colonel. Dieser Lieutenant Gannet hat es wohl selbst gesehen, wie ein deutsches Flugboot beim ‚Tiger' dasselbe Täuschungsmanöver durchführte wie bei der Mayflower. Zwei Schüsse haben ihm die Faschisten noch im Wasser verpaßt, als sie ihn danach entdeckten. Wenn nicht einige Jäger von uns zufällig dort aufgetaucht wären, hätte der Mann nicht überlebt."
Wright legt das Blatt in den schmalen Aktenhefter zurück.

KREUZWORTRÄTSEL

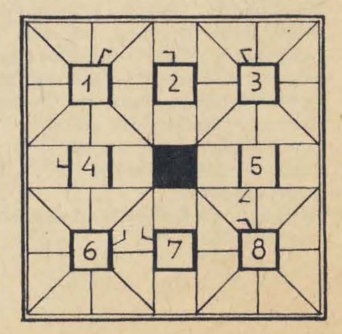
Waagerecht: 1. Mannschaft eines Bootes, 5. sowj. Nachrichtensatellit, 11. Mannschaftseßtisch an Bord, 14. europ. Hauptstadt, 15. Geburtsstadt K. Marx, 16. jugosl. Währungseinheit, 18. ital. Physiker, Nobelpreis 1909, 20. Verkehrszeichen, 22. Stadt in Holland, 23. Industriestadt an der Wolga, 24. Name des Wolfes in der Fabel, 25. sowj. Schachgroßmeister, 27. Zeichen, 30. berühmter tschech. Sportler, 35. chem. Kampfstoff, 37. eine der ältesten Formen des Kunsthandwerks, 41. Nebenfluß der Wolga, 42. Schmuckstein, 43. Einspruchsformel, 44. Lebensbund, 45. poln. utop. Schriftsteller, 46. Laubbaum, 49. griech. Insel, 50. bildl. Ausdruck, 51. Stadt im Staate Florida, 52. Oper von Puccini, 53. Start- und Landeplatz, 54. Polit. Kommissar und Kommandeur der 11. Intern. Brigade in Spanien, 55. verzweigte Flußmündung, 58. Wendekommando auf Segelschiffen, 59. angelsächs. Männername, 61. Mißgunst, 62. Nut zwischen den Zügen im Lauf von Feuerwaffen, 63. Mitbegründer der KP Ungarns, 65. Kleinstlebewesen, 68. elektr. Leitungsbündel, 71. erhöhter Platz, 75. span. Küstenfluß, 78. Fluß in Polen, 80. Unterwassergeschoß, 82. Autor des Romans „Anna Karenina", 83. deutscher Komponist der Gegenwart, 85. griech. Kriegsgott, 86. Gewinner der ersten olymp. Goldmedaille der NVA, 87. Landungsbrücke, 88. tschech. Schriftsteller („Der rasende Reporter"), 89. Teil des Panzers, 90. Kurierfahrzeug, 91. Präsident des Nationalrats der Nat. Front, 92. Kopfschutz.

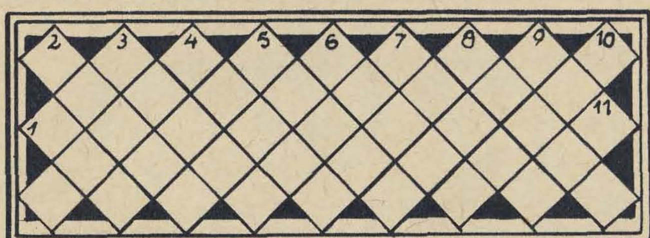
Senkrecht: 1. Umhang, 2. eth. Begriff, 3. Abwehr beim Fechten, Boxen, 4. Antreteordnung, 6. nordafrik. Hafenstadt, 7. Nebenfluß des Rheins, 8. Monat, 9. franz. Physiker und Astronom, 10. Wagenschuppen, 12. mongol. Viehzüchter, 13. Ostseehafen, 17. Nebenfluß des Po, 18. sowj. Flugzeugkonstrukteur, 19. Nebenfluß der Aller, 21. Düngesalz, 26. Bruderorganisation der GST in Polen, 27. Land in Afrika, 28. vertontes Gedicht, 29. Nebenfluß der Donau (ČSSR), 30. Mittelpunkt, 31. Stadt in Westsibirien, 32. Stadt in Italien, 33. Pariser Gemeinderat in der Franz. Revolution, 34. Patronenkammer, 36. Dienstgrad bei der Volksmarine, 37. Abzeichen an Dienstmützen, 38. Hochachtung, 39. Stadt auf Sizilien, 40. Truppenunterkunft, 46. Teil des Auges, 47. Strom in Afrika, 48. griech. Buchstabe, 56. Staatshaushalt, 57. Destillationsprodukt der Kohle, 60. Papagei, 64. Kanton der Schweiz, 66. Nebenfluß der Donau, 67. moderne Wissenschaft, 69. Dichter der Nationalhymne der DDR, 71. erster Amtssitz der Sowjetregierung, 72. früheres Staatsoberhaupt von Venedig, 73. Rücken- und Rippenfett, 74. feierl. Gedicht, 76. Waffenfarbe, 77. Nebenfluß der Donau (Bulgarien), 78. Stoffbehältnis, 79. Abfluß des Ladogasees, 81. europ. Hauptstadt, 82. Fischfett, 83. Hast, 84. sowj. Halbinsel.

WABENRÄTSEL

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und laufen in der angezeigten Richtung um das Zahlenfeld.

1. militär. Führungsmittel, 2. Jahreszeit, 3. militär. Dienstrang, 4. Patronenzuführungsteil, 5. Treibstoff, 6. Dienstgrad in der Sowjetarmee, 7. Satzung, 8. Artillerieeinheit.





NEUER ANFANG

Akte – Ampel – Bern – Aral – Kent – Aller – Laune – Arber – Ecke – Ares. Bei jedem dieser Wörter ist der letzte Buchstabe zu streichen, dafür ist ein neuer Buchstabe an den Anfang zu setzen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Begriffe ergeben den Namen der ersten deutschen Arbeiterjugendorganisation. (Bildungsverein).

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben a – ber – chow – dau – de – de – des – dorf – e – en – ge – gie – je – jek – ka – ky – lo – low – mie – mol – ne – neu – o – o – ob – or – pi – ran – re – re – re – rung – sa – schau – scho – so – swerd – tik – tiv – tung – ver – vol – wan – war – sind 15 Wörter zu bilden.

Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen des ersten Typs der sowj. Panzer, die 1920 auf Weisung Lenins produziert wurden.

1. moderne Wissenschaft, 2. oberstes Organ der Staatsgewalt, 3. Fachhochschule, 4. erster Präsident der Sowjetmacht, 5. populär. ASK-Wintersportler, 6. Standortbestimmung in der See- und Luftfahrt, 7. Hauptstadt der Armen. SSR, 8. kurzes Erlebnis, 9. berühmter sowj. Schriftsteller, 10. Kombination von opt. Linsen, 11. Handfeuerwaffe, 12. Name eines Manövers in der ČSSR, 13. sowj. Hafenstadt am Schwarzen Meer, 14. europ. Hauptstadt, 15. Südfrucht.

ZUM RECHNEN

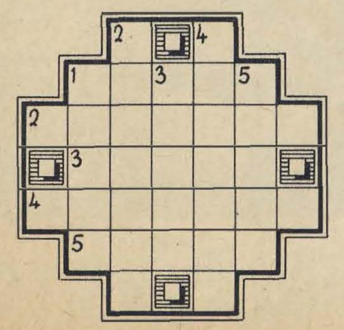
Ein Panzer durchfährt mit gleichmäßiger Beschleunigung eine 200 m lange Stoppstrecke (s_2) in $t = 20$ Sekunden und verdreifacht dabei seine Geschwindigkeit.

a) Welche Geschwindigkeiten wurden gestoppt?

b) Welche Strecke (s_1) legte der Panzer vom Startplatz bis zum ersten Meßpunkt zurück?

MAGISCHES QUADRAT

1. Gemüseart, 2. Truppenübung, 3. Raubtier (Mehrzahl), 4. Weinschenke, 5. Scheunenboden.



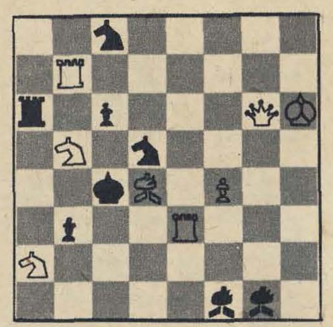
▲

ALLES KREUZT SICH

Von der Zahl nach rechts unten: 1. Mündungsarm des Rheins, 2. Führer der Franz. Revolution, 3. Fluß in Westsibirien, 4. Gewürz, 5. Stammeszeichen bei Naturvölkern, 6. Turnbewegung in der ČSSR, 7. Münzdurchmesser, 8. Hochgebirge in Asien, 9. europ. Hauptstadt.

Von der Zahl nach links unten: 3. sowj. Schachgroßmeister, 4. Staat in Asien, 5. Genußmittel, 6. poln. Ostseebad, 7. Rastgaststätte, 8. Kartenspiel, 9. Stadt in Polen, 10. Stadt in der Beloruss. SSR, 11. sowj. Flugzeugkonstrukteur.

SCHACH



Matt in zwei Zügen (R. Büchner)

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 4/1968

RUND UMS ZAHLENFELD: 1. Alant, 2. Ratte, 3. Meiler, 4. Stint, 5. Armbrust, 6. Belem, 7. Muster, 8. Mures, 9. Serben.

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. KISZ, 5. Ardenne, 11. Otto, 14. Etmal, 15. Soman, 16. Etat, 18. Balaton, 20. Ball, 22. Wal, 23. Staffel, 24. Nikosia, 25. May, 27. Eis, 30. Sprosse, 35. Agnes, 37. Prestes, 41. Alt, 42. Lauf, 43. Para, 44. Lei, 45. Rue, 46. Illes, 49. Tee, 50. Orava, 51. Moses, 52. Atair, 53. Kreta, 54. Sue, 55. Elton, 58. Ort, 59. Kos, 61. Noll, 62. Wien, 63. Rot, 65. Weinert, 68. Titow, 70. Egalite, 75. Man, 78. Erg, 80. Monitor, 82. Russell, 83. Ala, 85. Holm, 86. Reaktor, 87. Saar, 88. Poser, 89. Botew, 90. Esse, 91. Istrien, 92. Hefe. – **Senkrecht:** 1. Kiew, 2. Saal, 3. Status, 4. Hauff, 6. Real, 7. Etamin, 8. Neon, 9. Rotor, 10. Rapier, 12. Team, 13. Orly, 17. Tamp, 18. Bek, 19. Nil, 21. Laue, 26. Pol, 27. Egel, 28. Sete, 29. Ose, 30. Simonow, 31. Rapacki, 32. Straße, 33. Element, 34. Bussole, 36. Kamanin, 37. Patrone, 38. Elektra, 39. Tibesti, 40. Schanze, 46. Ise, 47. LOT, 48. San, 56. Leim, 57. Onon, 60. one, 64. Olm, 66. Ebro, 67. Rhodos, 69. Tanker, 71. Gulden, 72. Tula, 73. Liter, 74. Bor, 76. Kur, 77. Aston, 78. Ehre, 79. Glas, 81. Reis, 82. Rose, 83. Aare, 84. Arie.

BUCHSTABENSTREICHEN: „Wie die Leitung, so die Leistung."

ZUM RECHNEN:

$$F = \pi (R^2 - r^2)$$
$$= \pi (R + r)(R - r)$$

Wir setzen $R - r = b$

dann ist $F = \pi ab$

$$b = \frac{F}{\pi a}$$

$$\frac{a + b}{2} = R \qquad \frac{a - b}{2} = r$$

KREUZGITTER: Waagerecht: Poet (9), Tokio (4), Meer (16), Stil (20), Idaho (18), Telemark (1), Saege (21), Stake (5), Kombuese (26), Anapa (2), Niet (11), Idol (27), Stahl (15), Wert (8). – **Senkrecht:** Pest (22), Emil (19), Teleskop (23), Trias (13), Krake (24), Opole (28), Test (25), Dragunow (7), Gose (17), Spass (14), Akaba (3), Email (10), Eile (6), Etat (12).

SCHACH: 1. Se7 f5; 2. Sd5; 1. . . . d5; 2. Sf5. Zwei analoge Zugzwangabspiele.

ARMEE-RUNDSCHAU
5/1968

TYPENBLATT

FLUGZEUGE

SAAB-37 „Viggen" (Schweden)



Taktisch-technische Daten:

Startmasse	16 000–18 000 kg
Spannweite	10,6 m
Länge	16,3 m
Höhe	5,6 m
Höchstgeschwindigkeit	2 120 km/h in 11 000 m Höhe
Gipfelhöhe	18 300 m
Triebwerk	1 ZTL Svenska Flugmotor RMA 12 000 kp (max.) mit Nachbrenner
Bewaffnung	1 × 30-mm-Kanone; Bomben, Raketen als Außenlasten
Besatzung	1 Mann

„Viggen" ist ein Mehrzweckkampfflugzeug, das die Typen SAAB-32 und SAAB-35 ablösen soll. Versionen: AJ-37 – Einsitzer als Abfangjagd- und Erdkampfflugzeug; SK-37 – Zweisitzer für Ausbildungszwecke; JA-37 – Abfangjäger; S-37 – Aufklärer.

ARMEE-RUNDSCHAU
5/1968

TYPENBLATT

KRIEGSSCHIFFE

U-Boot Balao (USA)

Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	
– Typ	1 526 ts
– maximal	1 816 ts (ü. W.) 2 425 ts (u. W.)
Länge	95 m
Breite	8,2 m
Tiefgang max.	5,2 m
Geschwindigkeit	20 sm/h (ü. W.) 10–17 sm/h (u. W.)
Fahrstrecke	12 000 sm
Tauchtiefe	130 m
Antriebsanlage	4 Dieselmotore mit insges. 6 500 PS, 2 E-Motore mit insges. 2 750 PS
Bewaffnung	1–2 Geschütze 127 mm; 1–4 Geschütze 40 mm – bei mod. Booten entfernt – 10 Torp.-Rohre 533 mm (6 Bug, 4 Heck); 20 Grundminen
Besatzung	85 Mann

Die U-Boote dieses Typs (80) stehen seit über 20 Jahren in Dienst. Sie wurden ständig modernisiert und mit modernen Ortungs-, Ziel- und Rechenanlagen ausgestattet. Als konventionelle Angriffsboote haben sie noch nicht an Bedeutung verloren.



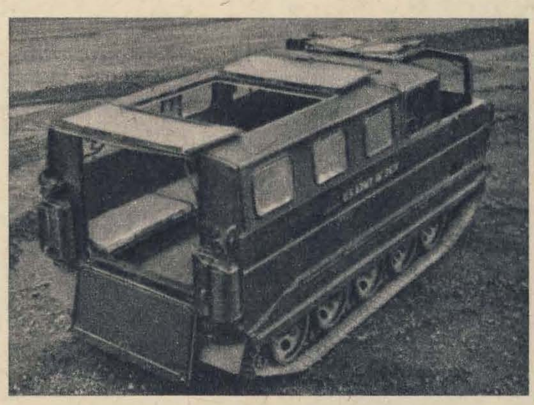
ARMEE-RUNDSCHAU 5/1968 | TYPENBLATT | FAHRZEUGE

M 116 Husky (USA)

Taktisch-technische Daten:

Masse (mit Aufbauten)	5 000 kg
Länge	4 830 mm
Breite	2 290 mm
Höhe	
– ohne Aufbau	1 630 mm
– mit Aufbau	2 030 mm
Fahrbereich	480 km
Höchstgeschwindigkeit	
– Land	60 km/h
– Wasser	7 km/h
Steigfähigkeit	60 %
Kletterfähigkeit	450 mm
Überschreitfähigkeit	1 470 mm
Besatzung	1 Mann + Schützen

Transport- und Nachschubfahrzeug für extrem schwieriges Gelände (Wüste, Schnee, Morast, Wasserhindernisse). Die Karosserie besteht aus verschweißten Aluminiumplatten. Der Aufbau und das Fahrerhaus können abgenommen werden.





ARMEE-RUNDSCHAU 5/1968 | TYPENBLATT | ARTILLERIEWAFFEN

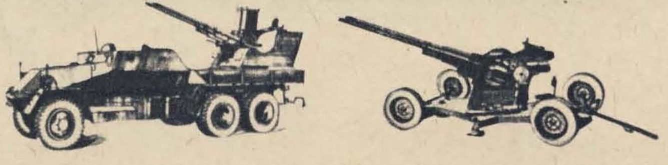
30-mm-Zwillingsflak 53/59 (ČSSR)



Taktisch-technische Daten:

Masse	
– auf gep. LKW	9 500 kg
– auf Lafette	2 100 kg
Kaliber	30 mm
max. Schußentfernung	10 000 m
max. Schußhöhe	7 000 m
Feuergeschwindigkeit	100–150 Schuß/min.
Fassungsvermögen	
– des Ladestreifens	10 Schuß
– des Magazins	50 Schuß

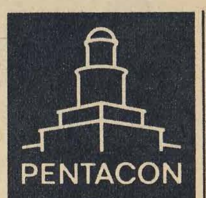
Diese Flak ist eine tschechoslowakische Konstruktion. Mit ihr werden schnellfliegende Ziele (bis 1000 km/h in 3000 m Höhe) sowie gepanzerte Fahrzeuge, Feuernester und Feldbefestigungen bekämpft. Die Ausführung 59 (Foto) auf gepanzertem LKW Praga V 3 S ist ein besonders kampfstarkes Mittel der Truppenflak.



DURCH DICK & DÜNN

Die Kamera muß immer dabei sein.
Schußbereit und jeder Situation gewachsen.
Finden wir doch die besten Motive in unvorhergesehenen und »schwierigen Situationen«.
Und hier hilft nicht irgendeine – hier brauchen Sie eine universelle Kamera.
Eine echte einäugige Spiegelreflex. Eine Kamera mit allen Raffinessen, jedoch unkompliziert und nicht zu teuer:
die PRAKTICAnova I





PRAKTICA nova I

Echte einäugige Kleinbild-Spiegelreflexkamera 24 x 36 mm • Wechselobjektive 20 mm bis 1000 mm Brennweite • Filmeinlegeautomatik PENTACON-Loading (PL) • Prismensucher mit hellem, seitenrichtigem und parallaxenfreiem Sucherbild • Fresnellinse mit Mikroprismenraster und Mattscheibenringfeld • Rückkehrspiegel • Schlitzverschluß (1/2 s bis 1/500 s) • Universelles Zubehör • Modell PRAKTICAnova I B mit eingebautem fotoelektrischem Belichtungsmesser

Preis: 462,– M

ZENTRALVERTRIEB
Foto-Kino
im Kombinat
VEB PENTACON DRESDEN

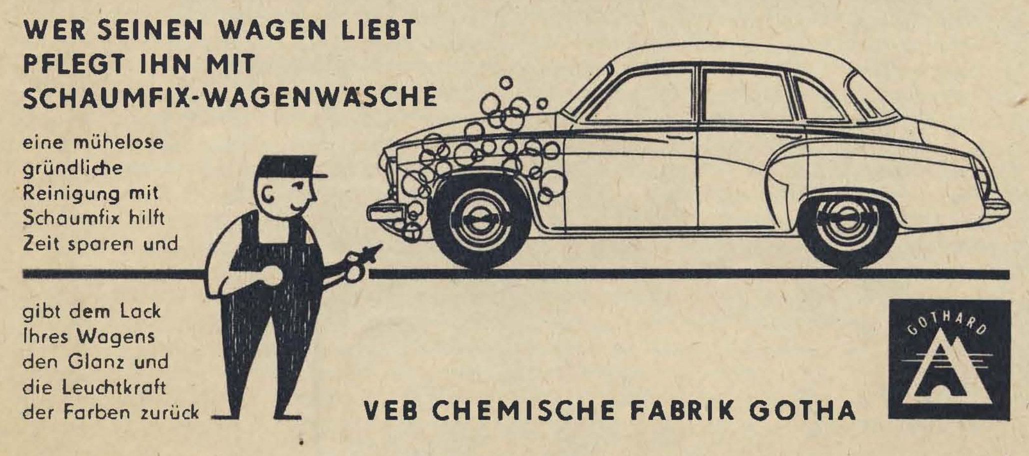
Es ist kein Geheimnis,

daß für die persönliche Gesundheit regelmäßige Zahnpflege unerläßlich ist. Zur Regelmäßigkeit gehört aber nicht nur das oft übereilte Putzen am Morgen, sondern vor allem die gründliche Pflege mit Chlorodont, jeden Abend, kurz vor dem Schlafengehen. Ihre Zähne werden es Ihnen danken.

Chlorodont

VEB ELBE Chemie





Rettungsmanöver im Weltraum

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Das Problem der optimalen Sicherheit für die an einem Raumflugunternehmen beteiligten Menschen ist ohne Zweifel eines der wichtigsten – oder wenn man so will, sicher sogar das wichtigste Problem – in der Raumfahrtforschung. Wie die tragischen Unglücksfälle des vergangenen Jahres, mit „Apollo" und „Sojus", gezeigt haben, beginnen die diesbezüglichen Risiken nicht erst auf dem Wege zum Mond oder beim Dauerbetrieb einer bemannten Raumstation auf erdnaher Umlaufbahn. Es ist im Grunde völlig naheliegend, daß gerade bei den vorausgehenden Versuch- und Erprobungsarbeiten die Raumfahrer durch heikle technische und anderweitige Zwischenfälle besonders gefährdet sind. Trotz des stürmischen Fortschritts der Raumflugtechnik kann man noch längst nicht sagen, daß die Raumfahrtspezialisten jedes der unzähligen Teilprobleme schon fest „im Griff" haben. Selbst dort, wo man längst bewährte und damit zuverlässige Lösungen gefunden zu haben glaubte, können sich dennoch wieder schwerwiegende Störeffekte einstellen. Von den besonders kritischen Bereichen, bei denen man in mehr oder weniger erschlossenes Neuland vorstößt (z. B. Ausstiege und Außenbordaktivität), sei dabei noch ganz abgesehen. Allein schon dadurch, daß die Gesamtzuverlässigkeit der aus einigen zehntausend Komponenten bestehenden technischen Systeme, Untersysteme usw. aus verschiedenen prinzipiellen Gründen niemals ganz auf 100 % gebracht werden kann, bleibt stets ein gewisser Rest von Risiko erhalten.

So wird gegenwärtig ein nicht unerheblicher Teil des Aufwandes für die Raumfahrtforschung dafür eingesetzt, mit aller Intensität und möglichst umfassend nach technischen Lösungen zu suchen, die zumindest für bemannte Raumflüge das Risiko des Totalverlustes entscheidend vermindern. Bis zu einem gewissen Grade kann man dabei sogar noch das Raumfluggerät ausklammern und nur an die Rettung der kostbaren Menschenleben denken. Ein Beispiel dieser Art wurde schon bei einigen der ersten Starts bemannter Raumflugkörper praktiziert. Sowohl bei den „Wostok"-Geräten als auch bei den „Gemini"-Raumkapseln bildeten die Katapultsitze der Raumfahrer eine Rettungsmöglichkeit für den Fall eines Versagens der Trägerrakete (Explosion, Lenkabweichungen) in der Startphase. Im übrigen sucht man im Bereich der besonders wichtigen technischen Anlagen eines Raumfahrzeuges, vor allem bei den elektronischen Einrichtungen, in erster Linie durch das Redundanzprinzip die Betriebszuverlässigkeit und damit die Sicherheit für die Besatzung zu erhöhen. Dieses Verfahren sieht eine zwei-, drei- oder sogar vierfache Parallelbestückung mit der gleichen Gerätebaugruppe vor, so daß, wenn die erste ausfällt, sofort automatisch auf die Ersatzeinrichtung umgeschaltet werden kann.

Sollte aber dennoch ein schwerwiegender Defekt, und dadurch oder anderweitig eine Notsituation eintreten, wenn sich das Raumfahrzeug beispielsweise schon in einer Erdumlaufbahn befindet, so muß selbstverständlich an zusätzliche Rettungsmöglichkeiten gedacht werden. Solange dabei der Raumflugkörper nicht so schwer havariert ist, daß seine Rückführung zur Erde unmöglich wird, kann jeweils durch den sofortigen Abbruch des Unternehmens versucht werden, die Gefahr zu meistern. Die Vergangenheit lieferte auch in dieser Hinsicht schon ein bemerkenswertes Beispiel. Nachdem die Besatzung der amerikanischen Raumkapsel „Gemini 8" bei dem Versuch des ersten Kopplungsrendezvous mit einem unbemannten Zielsatelliten durch einen technischen Versager im Lageregelungssystem in akute Lebensgefahr geraten war, wurde das Unternehmen mit einer fast daran anschließenden Notlandung abgebrochen.

Fällt jegliche Rückführungsmöglichkeit für das havarierte Raumfahrzeug aus der Umlaufbahn aus, liegen die Dinge naturgemäß wesentlich schwieriger. Im Prinzip könnte man zunächst überlegen, ob dann nicht vielleicht für jeden Raumfahrer einzeln eine Notrückkehr denkbar wäre. Entsprechende Lösungen wurden schon vorgeschlagen, wobei es allerdings schwerfällt, über ihre Verwendbarkeit gegenwärtig zu entscheiden. Man muß immerhin daran denken, daß ein aus der Umlaufbahn zurückkehrender Körper bei seinem Eintauchen in die dichteren Schichten der Erdatmosphäre normalerweise durch die aerodynamische Aufheizung verglüht. Bei den rückkehrenden Raumfahrzeugen muß ja bekanntlich aus diesem Grunde auch ein spezielles Schutzverfahren (Wärmeschild, Abschmelzschutzschichten) angewendet werden.

Ein Ein-Mann-Weltraumrettungsgerät müßte daher nach genau dem gleichen Prinzip hinreichenden Schutz gewähren.
Einer der erwähnten Vorschläge sieht darum folgende Lösung des Problems vor: Für jedes Besatzungsmitglied besteht die Notausrüstung aus einer dünnen, flexiblen Kunststoffhülle, die mit einem kleinen schüsselförmigen Hitzeschild versehen ist. In der Notsituation steigt der mit seinem normalen Raumanzug bekleidete Mann nach Anlegen eines Fallschirmes so in diese Hülle, daß sich der Hitzeschild an seinem Rücken befindet. Dann wird die Hülle geschlossen und der Betreffende kann sich in den Raum hinausschleusen. Dort öffnet er eine kleine Spezialpatrone, aus der sich zwischen ihm und dem Hitzeschild ein verhältnismäßig dickes Polster aus hochwarmfestem Plast-Schaumstoff entwickelt. Anschließend bringt sich der Raumfahrer mittels eines Hand-Rückstoßgerätes in die für das Abbremsen und den Eintauchvorgang richtige räumliche Lage und bremst sich schließlich mit dem gleichen Gerät soweit ab, daß sein Flug in die Abstiegsbahn übergeht. Hitzeschild und Schaumstoffpolster sollen ihn dann sicher durch die dichten Luftschichten bringen.
Sieht man einmal von derartigen, vielleicht doch etwas phantastisch anmutenden Ideen ab, so bleibt als technisch realer Ausweg zweifellos nur eine entsprechend vorbereitete Hilfsaktion durch Aufstieg eines weiteren Raumfahrzeuges. Wenn das erforderliche Rendezvousmanöver dabei aber die Mitwirkung von Menschen in dem Rettungsfahrzeug erforderlich machen sollte, so müßte es selbstverständlich unbedingt groß genug sein, um sowohl der eigenen Besatzung als auch den hinzukommenden Menschen genug Raum und Sicherheit zu bieten.



Selbst unter der Voraussetzung, daß nur ein einzelner Mann das Rettungsfahrzeug zu führen hätte, wären der gesteigerte Aufwand und das zusätzliche Risiko für ein solches Unternehmen nicht zu übersehen. Die Ideallösung wäre der Einsatz eines unbemannten Raumfluggerätes, von dem das Rendesvousmanöver vollautomatisch ausgeführt wird. Auf jeden Fall müßte jedoch eine Rettungsexpedition in der Lage sein, das Annäherungsmanöver in möglichst kurzer Zeit abzuwickeln, um der gefährdeten Besatzung so schnell wie möglich Hilfe zu bringen. Letztere könnte dann ihr Raumfahrzeug verlassen und in das andere übersteigen, um mit diesem schließlich zur Erde zurückzukehren.
Die Lösung einer solchen Aufgabe ist heute schon kein rein theoretisches Problem mehr. Gegen Ende des vergangenen Jahres gelang es bekanntlich den sowjetischen Raumfahrtwissenschaftlern, zum erstenmal in der Geschichte der Raumflugtechnik von zwei unbemannten Raumflugkörpern ein vollautomatisches Rendezvous sogar bis zur festen Kopplung ausführen zu lassen. Die universelle Bedeutung dieses einmaligen Experiments ist kaum hoch genug einzuschätzen. Vor allem verdient es größte Beachtung, daß das gesamte komplizierte Annäherungsmanöver zwischen „Kosmos 186" und „Kosmos 188" noch während des ersten Umlaufes von „Kosmos 188", also auf kürzestem Wege und in kürzester Zeit, bis zur Kopplung abgeschlossen werden konnte. Neben anderen Aspekten des Unternehmens wurde damit nicht zuletzt bestätigt, daß die sowjetische Raumfahrtforschung heute schon weitgehend perfekte Mittel in der Hand hält, um auch einer eventuell havarierten Raumschiffbesatzung zu Hilfe kommen zu können.



Zeichnung: Hans Räde

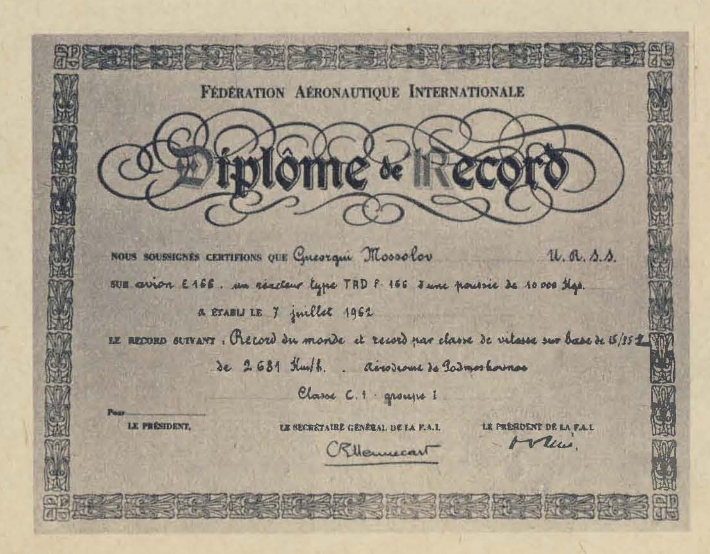
Seit längerer Zeit im Truppendienst, die Serienausführung der E-266.

Mig – so drückt die russische Sprache den Begriff „Augenblick“ oder „Blitzesschnelle“, „im Nu“ und „im Handumdrehen“ aus. Vor über einem Vierteljahrhundert wurde dieses uralte Wort neu interpretiert. Als Abkürzung der Familiennamen zweier Flugzeugkonstrukteure, zusammengesetzt aus den Anfangsbuchstaben der Namen von Mikojan und Gurewitsch, erfuhr es eine sinnreiche Doppelbedeutung und bildete einen neuen Weltbegriff, so wie später, im Oktober 1957 das Wort „Sputnik“. Lag schon etwas vom Tempo in dem Alltagswort, so wurde die Abkürzung MiG zu einem internationalen Symbol der Geschwindigkeit. Dieses interessante Wortspiel erhielt nun vor neun Jahren in Form eines großen Buchstabens ein Synonym. Für Rekordflüge wurde die Typenbezeichnung MiG mit dem großen E vertauscht. Hinter diesem großen E verbargen sich neue Maßstäbe für Geschwindigkeit und Flughöhe.

Drei MiGs haben sich durch ihre E-Version bisher in die Rekordliste der Fédération Aéronautique Internationale (FAI) eingetragen. Drei Flugzeugtypen nur, aber über zwanzig Weltbestleistungen!

Artjom Mikojans Serienjäger hatten schon immer Schritt gehalten mit dem Wandel in der FAI-Tabelle. Die MiG-15 und MiG-19 erreichten in ihrer Zeit Höchstgeschwindigkeiten, die über den registrierten Rekordmarken lagen. Aber erst die MiG-21 gab im Herbst 1959 das Signal zum Rekordsturm. Neunmal blies dieser Sturm des Standard-Deltajägers der sozialistischen Militärkoalition das Lebenslicht amerikanischer Rekorde aus. Die Testpiloten Georgij Mosolow und Konstantin Kokkinaki hatten ihn entfacht.

Am 31. Oktober 1959 jagte Georgij Mosolow auf seiner E-66 mit einer mittleren Geschwindigkeit von 2388 km/h und mit einer Höchstgeschwindigkeit von 2504 km/h über eine gerade 25-km-Meßstrecke. Damit war der ein



FÉDÉRATION AÉRONAUTIQUE INTERNATIONALE

Diplôme de Record

NOUS SOUSSIGNÉS CERTIFIONS QUE Gueorgui Mossolov U.R.S.S.

SUR avion E 166. un réacteur type TRD P 166 d'une poussée de 10 000 Kgs.

A ÉTABLI LE 7 juillet 1962

LE RECORD SUIVANT : Record du monde et record par classe de vitesse sur base de 15/25 Km de 2 681 Km/h. Aérodrome de Podmoskovnoe

Classe C.1 groupe I

Pour

LE PRÉSIDENT, LE SECRÉTAIRE GÉNÉRAL DE LA F.A.I. LE PRÉSIDENT DE LA F.A.I.

Karl-Heinz Eyermann

Das große E



Die E-166, ausgerüstet mit einem Triebwerk von 10 000 kp Standschub, flog als erstes Flugzeug mehr als 3000 km/h und erzielte drei Weltrekorde.

Chronik der Weltrekorde auf MiG-Konstruktionen 1959–1967 in Gegenüberstellung zu den amerikanischen Rekorden

Weltrekorddisziplin	Datum des Rekordfluges	Flugzeugtyp	Weltrekordleistung	Name des Rekordfliegers
Geschwindigkeit auf einer geraden Strecke von 15–25 km	16. 5. 1958	F-104 A „Starfighter"	2 259,94 km/h	W. Irvin
	31. 10. 1959	E-66 (MiG-21)	2 388,00 km/h	G. Mosolow
Geschwindigkeit auf einer geschlossenen Strecke von 100 km	mit dem „Starfighter" nicht aufgestellt			
	16. 9. 1960	E-66 (MiG-21)	2 148,66 km/h	K. Kokkinaki
absolute Flughöhe nach Bodenstart	14. 12. 1959	F-104 C „Starfighter"	31 513 m	D. Jordan
	28. 4. 1961	E-66 A (MiG-21)	34 714 m	G. Mosolow
Geschwindigkeit auf einer geraden Strecke von 15–25 km	22. 11. 1961	F-4 „Phantom II"	2 585,425 km/h	R. Robinson
	7. 7. 1962	E-166	2 681,00 km/h	G. Mosolow
Geschwindigkeit auf einer geschlossenen Strecke von 100 km	25. 9. 1960	F-4 „Phantom II"	2 237,37 km/h	D. Davis
	7. 10. 1961	E-166	2 401,00 km/h	A. Fedotow
gleichbleibende Flughöhe beim Horizontalflug über eine Strecke von 15–25 km	5. 12. 1961	F-4 „Phantom II"	20 252 m	W. Ellis
	11. 9. 1962	E-166	22 670 m	P. Ostapenko
Geschwindigkeit auf einer geschlossenen Strecke von 1000 km ohne Nutzlast	14. 1. 1961	B-58 A „Hustler"	2 067,58 km/h	H. Confer
	16. 3. 1965	E-266	2 319,12 km/h	A. Fedotow
Geschwindigkeit auf einer geschlossenen Strecke von 1000 km mit 1 t und 2 t Nutzlast	14. 1. 1961	B-58 A „Hustler"	2 067,58 km/h	H. Confer
	16. 3. 1965	E-266	2 319,12 km/h	A. Fedotow
Geschwindigkeit auf einer geschlossenen Strecke von 1000 km ohne Nutzlast	1. 5. 1965	YF-12 A	2 718 km/h	W. Daniel
	27. 10. 1967	E-266	2 910 km/h	P. Ostapenko
Geschwindigkeit auf einer geschlossenen Strecke von 1000 km mit 1 t und 2 t Nutzlast	1. 5. 1965	YF-12 A	2 718 km/h	W. Daniel
	27. 10. 1967	E-266	2 910 km/h	P. Ostapenko
Geschwindigkeit auf einer geschlossenen Strecke von 500 km	1. 5. 1965	YF-12 A	2 644,24 km/h	W. Daniel
	2. 11. 1967	E-266	2 930,00 km/h	M. Komarow
Flughöhe mit 1 t Nutzlast	13. 12. 1960	A-5 „Vigilante"	27 874 m	L. Hilt
	5. 10. 1967	E-266	30 010 m	A. Fedotow
Flughöhe mit 2 t Nutzlast	14. 9. 1962	B-58 A „Hustler"	26 018 m	F. Fulton
	5. 10. 1967	E-266	30 010 m	A. Fedotow



Sechs Weltrekorde kommen auf sein bisheriges Konto. MiG-Testpilot Aleksandr Fedotow hat sich noch mehr vorgenommen. Bevor ein Rekordflug beginnt, werden von vereidigten Sportkommissaren des nationalen Aeroclubs alle Meßgeräte verplombt. Erst nach gewissenhafter Prüfung und Auswertung wird die Rekordmeldung an die FAI zur Aufnahme weitergeleitet.

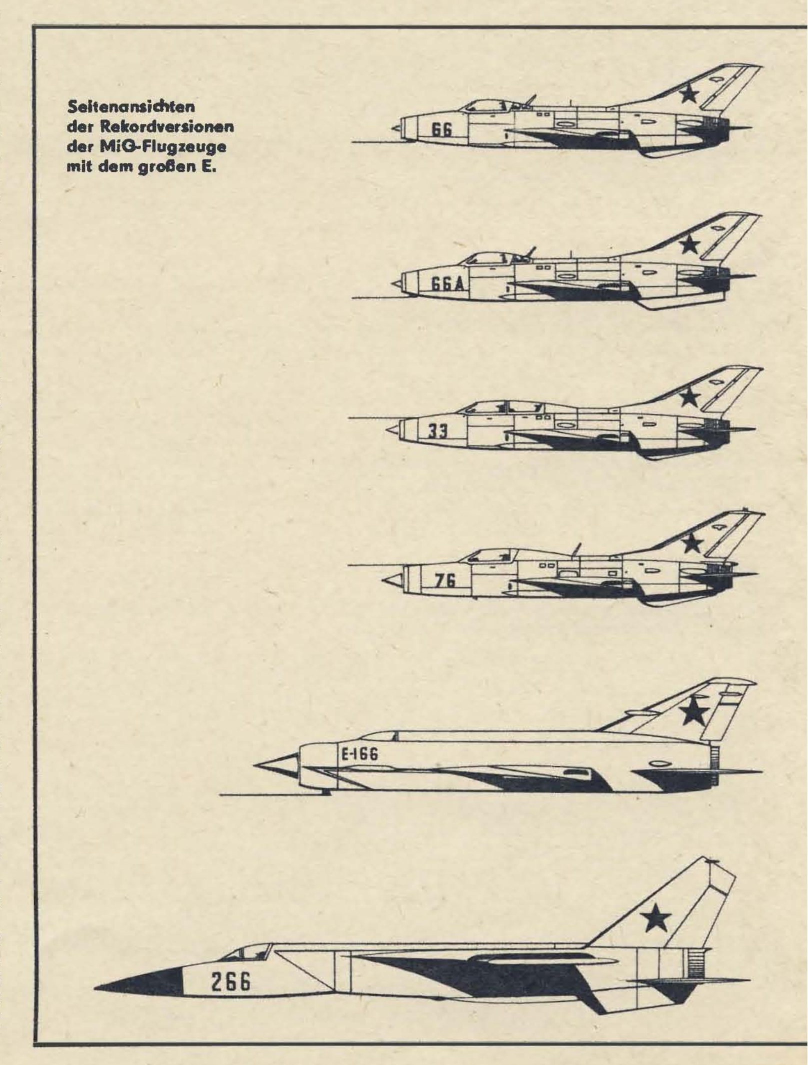
Jahr alte „Starfighter"-Rekord von Walter Irvin mit über 130 km/h eindrucksvoll überboten. Die ausgezeichneten Kurvenflugeigenschaften der MiG-21 stellte Konstantin Kokkinaki am 16. September bei einem Rekordflug auf der geschlossenen 100-km-Strecke unter Beweis; Durchschnittsgeschwindigkeit der E-66 = 2184,660 km/h; Höchstgeschwindigkeit = 2500 km/h.
Nachdem Mosolow im Herbst 1959 mit der MiG-21 schon den absoluten Weltgeschwindigkeitsrekord erkämpft hatte, griff er im Frühjahr 1961 nach dem absoluten Höhenrekord. Sein Deltajäger E-66A, mit einem Zusatzraketentriebwerk von 3000 Kilopond Schubkraft ausgerüstet, erklomm am frühen Morgen des 28. April 1961 eine Höhe von 34 714 Metern. Georgij Mosolow strich damit das Resultat von D. Jordan, der mit einer F-104C „Starfighter" 31 513 Meter erreicht hatte, aus der FAI-Liste. Die absolute Gipfelhöhe für Flugzeuge nach dem Bodenstart, die mit der E-66A markiert wurde, blieb bis zum heutigen Tage unangefochten. Bisher bewahrte in der Geschichte

des Flugwesens kein absoluter Rekord so lange seine Gültigkeit. Diese Höhe, so meinen Experten, begrenze die „reine Fliegerei". 34 714 Meter Höhe – das ist die Schwelle zu neuen Regionen, die bis hinauf in Höhen von 160 Kilometern führen und den Übergangsbereich zwischen Luft- und Raumfahrt bilden.

Die Rekordflüge der E-66 und E-66A ließen keine Zweifel daran aufkommen, zu wessen Gunsten das Duell „Starfighter" – MiG-21 entschieden wurde.

Der MiG-21 folgte ein neues einstrahliges Deltaflugzeug, geformt durch zahlreiche neue aerodynamische Erkenntnisse und angetrieben von einer fast doppelt so starken Turbine. Mit diesem Typ, dessen Rekordvariante die Bezeichnung E-166 trug, brach man in den Bereich der ominösen Hitzebarriere* ein. Mit diesem Flugzeug gelangte Georgij Mosolow in den Besitz seines dritten absoluten Weltrekordes, einer neuen Geschwindigkeitsbestleistung. Am 7. Juli 1962 erzielte er auf einer geraden Meßstrecke von 25 Kilometer Länge eine mittlere Geschwindigkeit von 2681 km/h und eine Maximalgeschwindigkeit von 3020 km/h. Damit hatte erstmals in der Welt ein Strahl-Turbinenflugzeug die 3000-km/h-Grenze überschritten. Zwei andere Testpiloten des MiG-Konstruktionsbüros errangen mit der E-166 ihre ersten Weltrekorde. Aleksandr Fedotow jagte am 7. Oktober 1961 mit diesem schweren Deltaflugzeug mit einem Schnitt von 2401 km/h über eine geschlossene 100-km-Bahn (Höchstgeswindigkeit: 2730 km/h). Der Mosolow-Schüler Pjotr Ostapenko hielt am 11. September 1962 mit der E-166 eine gleichbleibende Flughöhe von 22 670 Metern über der 25-km-Distanz ein, bei einer Horizontalfluggeschwindigkeit von 2500 km/h. Mit ihren Flügen übertrumpfte die E-166 den neuen „Superjäger" der USA, die „Phantom II", in allen entscheidenden Geschwindigkeits- und Höhenbelangen beträchtlich. Neben der ausgefeilten Aerodynamik hatte besonders das Triebwerk „TRD P. 166", das einen Standschub von 10 000 kp und einen Maximalschub von 15 000 kp erzeugte, entscheidenden Anteil an dem Geschwindigkeitszuwachs. Die mit diesem Deltaflugzeug gewonnenen Erkenntnisse flossen in die Konstruktion neuer Serien-MiGs ein, die in ihren Leistungen die E-166 noch überragen sollten.

Das dritte Rekordflugzeug aus der MiG-Reihe erhielt die Bezeichnung E-266. Im Viererverband zeigte sich diese MiG am 9. Juli 1967 erstmals in der Öffentlichkeit, in Domodedowo anläßlich der Jubiläums-Luftparade. Doch schon über zwei Jahre vorher wurde sie durch ein aufsehenerregendes Unternehmen bekannt. Aleksandr Fedotow hatte am 16. März 1965 mit diesem einsitzigen schweren Langstrekken-Allwetterjäger drei Rekorde eliminiert, die mit dem strategischen Überschallbomber B-58 „Hustler" aufgestellt worden waren. Auf einer ge-



Seitenansichten der Rekordversionen der MiG-Flugzeuge mit dem großen E.

* Bildhafte Bezeichnung für die beim hohen Überschallflug in der Erdatmosphäre auftretende Erwärmung des Flugzeuges, die durch Stauung und Reibung der Luft verursacht wird.

Neben der Typenbezeichnung sind die letzten drei Weltrekorde an den Rumpf des Flugzeuges für alle Besucher der 1967er Flugschau von Domodedowo geschrieben worden. Eine stolze Bilanz.

schlossenen 100-km-Strecke hatte die E-266 mit einem Schnitt von 2319,12 km/h drei neue Bestleistungen ohne, mit einer Tonne und mit zwei Tonnen Nutzlast erzielt. Bei diesem Flug, der in Höhen zwischen 21 000 und 22 000 Metern durchgeführt wurde, überbot die E-266 die Geschwindigkeit der „Hustler" um über 250 km/h! Um dieses Flugzeug rankten sich danach die unterschiedlichsten Vermutungen. Aber wie dieser Typ wirklich aussah und welcher Zweckbestimmung er diente, das wußten bis zum 9. Juli 1967 nur seine Schöpfer, die Techniker und Facharbeiter in den Produktionsstätten, führende Militärs der UdSSR und sowjetische Truppenflieger. Und am 9. Juli 1967 bei der öffentlichen Premiere der E-266 wußten nur die Eingeweihten, daß die im März 1965 erzielten Rekorde doch längst nicht der Kulminationspunkt im Leistungsvermögen der neuen MiG war. Ein Vierteljahr später allerdings war es allgemein bekannt. TASS und „Prawda" meldeten im Oktober 1967, daß sich die E-266 sechsmal mit neuem Weltrekordlorbeer umkränzt hatte. Am 5. Oktober 1967 steuerte Aleksandr Fedotow die eine und zwei Tonnen Nutzlast tragende E-266 auf die Rekordhöhe von 30 010 Metern. Vier Wochen später trieb Michail Komarow die E-266 mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 2930 km/h über eine geschlossene 500-km-Bahn (Höchstgeschwindigkeit: über 3000 km/h). Am 27. Oktober 1967 setzte Pjotr Ostapenko während eines Fluges auf einer 1000 Kilometer langen Kreisbahn drei neue Rekordmarken: Durchschnittsgeschwindigkeit von 2910 km/h ohne, mit einer Tonne und mit zwei Tonnen Nutzlast!

Stellte den ersten MiG-Rekord auf: Oberst Mosolow, hier im Gespräch mit unserem Mitarbeiter Karl-Heinz Eyermann.





Sie setzen die Traditionen des sowjetischen Flugzeugbaus fort: E-76 und E-166 (erste Reihe). Dahinter ihre „Vorgänger", die La-7 und die MiG-3, die zu ihrer Zeit Spitzenerzeugnisse waren.

Die E-266 raubte damit auch dem neuen „Geheimflugzeug" der USA, der SR.71 (A-11, YF-12A) den sorgsam hochgepäppelten Nimbus.

Die Rekorde der E-Maschinen offenbaren ein Geheimnis der MiGs: die unübertroffene konstruktive Weitsicht. Die Spitzenflüge einer MiG sind nicht in enge Zeitrahmen gezwängt. In den MiGs wird die Rekordträchtigkeit über Jahre hin konserviert. Die MiG-21 zum Beispiel bewahrte sich etwa ein Jahrzehnt lang die Fähigkeit, Weltbestresultate zu erzielen. Eine ähnliche Langlebigkeit der Spitzenleistungen deutet sich nun bei dem schweren Langstrecken-Abfangjäger E-266 an. Das Erstaunliche dabei ist nicht allein die Zahl der neuen Rekorde der E-266, sondern vor allem das erflogene Ergebnis selbst. Zwischen März 1965 und Oktober 1967 hatte das Mikojan-Kollektiv dieses Kleinod des modernen Flugzeugbaues derart veredelt, daß es den Geschwindigkeitszuwachs von über 600 km/h erreichte. Ein Mach-2,5-Flugzeug verwandelte sich in eine Einsatzmaschine, die sicher mit dreifacher Schallgeschwindigkeit operieren kann.

Brannten die amerikanischen Gegentypen jeweils in kurzer Zeit, und zwar vor der Einsatzreife oder zu Beginn des Truppendienstes, ihr Rekordfeuerwerk ab, so wurden die MiG-Konstruktionen erst Jahre nach dem Jungfernstart für Rekordunternehmen freigegeben. Die Rekord-MiGs sind im allgemeinen während längeren Einsatzes bewährte Serienmaschinen. Diese Tatsache erhöht den Wert der Rekorde und unterstreicht die Überlegenheit des sowjetischen Jägerbaues, denn die Leistungen der E-Versionen entsprechen den technisch-taktischen Daten der im Truppendienst stehenden MiG-Typen.



HEFT 5
MAI 1968
PREIS 1 MARK

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Usczeck · Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander F derowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiři Blecha, Prag; Oberstleutnant Janusz Szymański, Warschau; Oberst Jossif Schaulov, Sofia; Oberstleutnant Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann Rudolf Kutas, Budapest; Oberstleutnant Ion Nichifor, Bukarest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Bezug im nichtsozialistischen Ausland (einschließlich Westdeutschland und Westberlin) über den internationalen Zeitschriftenhandel, den Deutschen Buch-Export und -Import GmbH, DDR, 701 Leipzig, Leninstr. 16, oder den Verlag. Bezug im sozialistischen Ausland nur über den zuständigen Postzeitungsvertrieb · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: VEB INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler.

DAMW

Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der „Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee" in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 4. März 1968

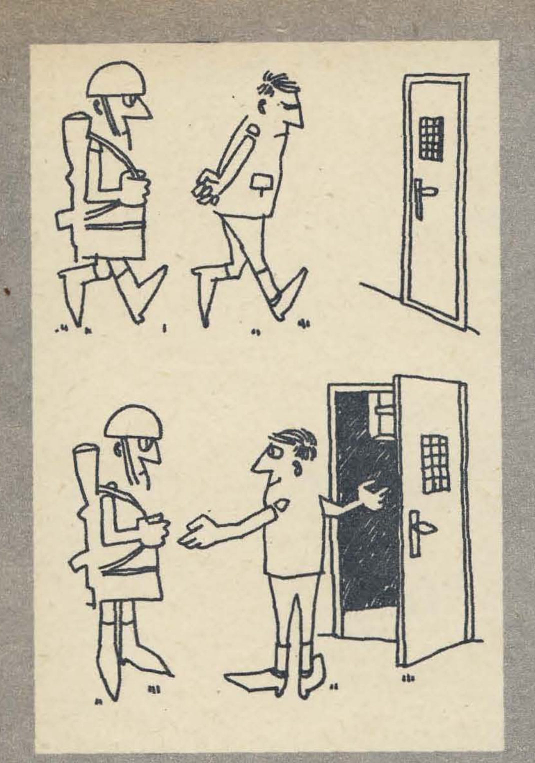
Fotos: Gebauer (19) Titel, S. 7, 23, 24, 25, 26, 41, 47, 48, 49, Rücktitel; MBD/Hoepner (3) S. 2, 31, 41; Barkowsky (1) S. 8; Novotný (8) S. 14, 15, 16, 17, 52; TASS (1) S. 52; Archiv (7) S. 53, 82, 83; Buschmann (1) S. 22; Lenz (1) S. 37; Klöppel (4) S. 38, 68/69; Bersch (2) S. 38, 39; P. Fiebig (1) S. 40; MBD/Weiß (1) S. 41; DEFA (1) S. 50; Kronfeld (1) S. 51; Zentralbild (6) S. 20, 21, 63, 64, 65; Th. Klomann (1) S. 54; Gamski (1) S. 61; Wirth (9) S. 74, 75, 76, 77, 78; Willmann (6) S. 88, 89, 92, 93; APN (1) S. 90.

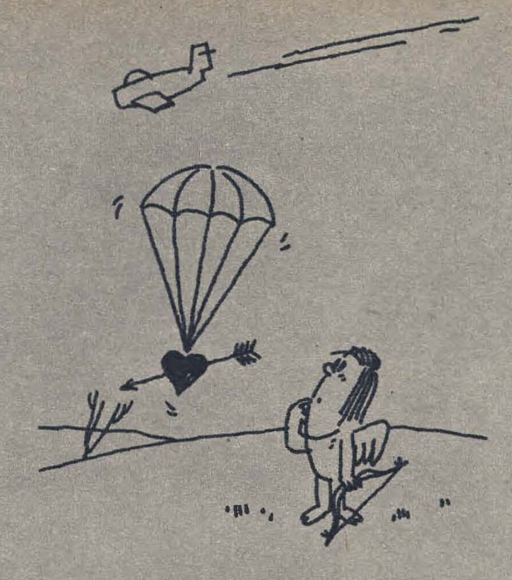
STAR-Palette

Alena Dušková und Soňa Fulková haben sich vor zehn Jahren in der Prager Kinderballettschule kennengelernt. Ihr gemeinsamer Weg führte sie über das Tanzensemble der tschechoslowakischen Volkspolizei zum „ABC-Ballett" des Prager Revuetheaters Alhambra, durch Film- und Fernsehstudios und verschiedene Bühnen ihrer Hauptstadt. Der Beruf und eine ständige Reiselust verband die beiden Tänzerinnen unzertrennlich. Also sagten sie, „Schluß mit dem Theater", und ließen sich bei PRAGO-Concert mit einem Tournee-Programm, neuen Choreographien und Kostümen als Bar-Tanzduo ausrüsten.
Von der Moldaumetropole gingen sie nach Polen, Jugoslawien, Bulgarien, Holland, Italien und in die DDR. Das Reisetagebuch ersetzt eine komplette Schmalfilmausrüstung. Bei kurzen Zwischenstationen zu Hause erfreuen sich die Familien gemeinsam an den Bildern fremder Landschaften, Städte und den neuerworbenen ausländischen Kochrezepten. Aber Fernweh und Kontrakte treiben Alena und Soňa bald wieder fort. Das ist nicht selten mit Komplikationen verbunden, besonders wenn man einen Kampf mit unbekannten Landessprachen, Witterungsverhältnissen und Zeitunterschieden zu führen hat. Eine einzige Pechsträhne erwartete sie im schönen Bulgarien: daß man nicken muß, wenn man „nein" sagt und bei „ja" den Kopf schüttelt, hatten sie nach den ersten Mißverständnissen schnell begriffen, schlimmer war ein verspäteter Engagementsantritt durch Unkenntnis, bei Grenzübertritt die Uhren eine Stunde vorzustellen. Zum Überfluß hatte das eilig bestellte Taxi auf einsamer Bergstraße eine Panne! „Duo-Fips" galt bereits als überfällig, ehe es 24 Stunden später in Sofia eintraf. Abends aber strahlten die beiden Pragerinnen mit den Lichtern der Bar um die Wette und waren mit guter Laune wieder ganz dabei!



Helga Heine





Budapester Allerlei

von Jozsef Fecso, „Nephadsereg"



